Beglaubigte Mittheilungen

aus der Geisterwelt

und dem

Nachtgebiete der Natur.

„Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Aufklärung nichts träumen läßt."

Erstes Bändchen.

Berlin, 1853.

Verlag von Gustav Hempel.

305 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Balthasar Becker hatte im Dienste der Aufklärung den Teufel vom Throne gestürzt, und die von Geistern bevölkerte Welt entzaubert; — Voltaire, Diderot und ihre Schaar hatten die Waffen des Spottes gegen die Welt des Uebersinnlichen und Wunderbaren gekehrt, während in Deutschland Nikolai und die Genossenschaft der Berliner Monatsschrift mit breiter Gründlichkeit dem nüchternen Menschenverstande die Wege ebneten. Doch siehe da, die Welt des Geheimnißvollen und Wunderbaren lebt fort, und noch während die Aufklärung im Taumel ihres Verstandesrausches schwelgt, muß sie den Schmerz erleben, daß die Geisterwelt wie ihr zum Hohne nicht nur fortbesteht, sondern sich auch regenerirt und ihre Pforten weit aufthut, um neue Erscheinungen und unbekannte Kräfte daraus hervorgehen zu lassen. Eine neue Kraft tritt auf, welche für die Begabten die Bedingungen des Ortes und der Zeit aufhebt, kühne Abenteurer klopfen an die Pforten des Jenseits und zwingen ihre Bewohner, ihnen Rede zu stehen, ja die Welt des Uebersinnlichen beginnt eine siegreiche Reaktion gegen die Aufklärung, indem sie durch die Romantik zur Herrschaft

in Kunst und Literatur gelangt, und neben den positiven und Naturwissenschaften wird die Theorie der Geisterwelt durch Jung-Stilling, Justinus Kerner ꝛc. wissenschaftlich ausgearbeitet und begründet.

Und schon wieder rückt eine unerklärte Kraft aus dem Lande der nüchternen und praktischen Verstandesanschauung heran. Theils verspottet, theils vergeblich auf natürlich mechanischem Wege erklärt, hat sie sich bereits die Anerkennung einzelner Gelehrter von Fach erzwungen, ohne ihr Geheimniß aufgeschlossen zu haben. Ueberhaupt scheint das Nachtgebiet der Natur sich zu neuen Enthüllungen vorzubereiten. Dem Tischrücken ist bereits die Entdeckung des Ods vorangegangen, Klopfgeister haben versucht sich Eingang zu verschaffen, wenn es ihnen auch noch nicht gelungen ist, sich als Boten des Jenseits zu legitimiren; andere Erscheinungen sind vielleicht bereits im Anzuge.

Unter diesen Umständen, wo die Aufmerksamkeit auf das Unerklärte hingelenkt ist, dürfte es passend sein, eine ausgesuchte Sammlung der beglaubigtsten Berichte über die merkwürdigsten Fälle jenes Hineinragens einer übersinnlichen Welt in die unsrige und die interessantesten Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur dem Publikum vorzulegen. Erklärungen, Deutungen, Urtheile zu geben, lag nicht im Plane, sondern nur die bemerkenswerthesten Fälle, für die sich glaubwürdige Zeugnisse vorfanden, in ihrer unmittelbaren Thatsächlichkeit vorzulegen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die Vorhersagung Cazotte's.

Die nachfolgende merkwürdige Vorhersagung wurde unter den Papieren des bekannten Akademikers und Voltairianers La Harpe gefunden, und findet sich in dessen Oeuvres choisies et posthumes, Paris 1800.

„Es dünkt mich, als sei es erst gestern geschehen, und doch geschah es im Anfang des Jahres 1788. Wir waren zu Tische bei einem unserer Kollegen an der Akademie, einem vornehmen und geistreichen Manne. Die Gesellschaft war zahlreich und aus allen Ständen ausgewählt, Hofleute, Richter, Gelehrte, Akademiker u. s. w. Man hatte sich an einer, wie gewöhnlich, wohl besetzten Tafel recht wohl sein lassen. Beim Nachtisch erhöhte der Malvaster und der Capwein die Fröhlichkeit und vermehrte in guter Gesellschaft jene Art Freiheit, die sich nicht immer in den genauen Schranken hält."

„Man war damals in der Welt auf den Punkt gekommen, wo es erlaubt war, Alles zu sagen, wenn man den Zweck hatte, Lachen zu erregen. Chamfort hatte uns von seinen gotteslästerlichen und unzüchtigen Erzählungen vorgelesen, und die vornehmen Damen hörten sie an, ohne sogar zu dem Fächer ihre Zuflucht zu nehmen. Hierauf folgte ein ganzer Schwall von Spöttereien über die Religion. Der Eine führte eine Tirade aus der Pücelle an; der Andere erinnerte an einen philosophischen Vers des Diderot, und alle klatschten Beifall zu. Ein Anderer steht auf, hält das volle Glas in die Höhe, und treibt seine abscheuliche Verhöhnung der Religion soweit, laut zu rufen: Ja, meine Herren! ich bin eben so gewiß, daß kein Gott ist, als ich gewiß bin, daß Homer ein Narr ist! und in der That, er war von dem Einen so gewiß, wie von dem Andern, und man hatte grade von Homer und von Gott gesprochen, und es waren auch Gäste da, die von dem Einen und von dem Andern Gutes gesagt hatten."

„Die Unterredung wurde nun ernsthafter. Man spricht mit Verwunderung von der Revolution, die Voltaire bewirkt hat, und man stimmte ein, daß sie der vorzüglichste Grund seines Ruhmes sei. Er habe seinem Jahrhundert den Ton gegeben; er habe so geschrieben, daß man ihn in den Vorzimmern wie in den Sälen lese. Einer von den Gästen erzählte uns in vollem Lachen, daß sein Frisirer ihm, während er ihn puderte, sagte: Sehen Sie! mein Herr, wenn ich gleich nur ein elender Geselle bin, so hab' ich dennoch nicht mehr Religion als ein Anderer. — Man schloß, daß die Revolution unverzüglich vollendet sein würde und daß durchaus Aberglauben und Fanatismus der Philosophie Platz machen müßten; man berechnete die Wahrscheinlichkeit des Zeitpunkts, und wer etwa von der Gesellschaft das Glück haben würde, die Herrschaft der Vernunft zu erleben. Die Aelteren bedauerten, daß sie sich dessen nicht schmeicheln dürften. Die Jüngeren freuten sich über die wahrscheinliche Hoffnung, daß sie dieselbe erleben würden; und man gratulirte besonders der Akademie, daß sie das große Werk vorbereitet habe, und der Hauptort, der Mittelpunkt, die Triebfeder der Freiheit zu denken, gewesen sei."

„Ein Einziger von den Gästen hatte an all dieser fröhlichen Unterhaltung keinen Antheil genommen, und hatte sogar ganz sachte einige Scherzreden in Rücksicht unseres so schönen Enthusiasmus eingestreut. Es war Herr Cazotte, ein liebenswürdiger origineller Mann, der aber unglücklicher Weise von den Träumereien derer, die an eine höhere Erleuchtung glauben, ganz eingenommen war. Er nahm nun das Wort und sagte mit dem ernsthaftesten Ton: „Meine Herren, freuen Sie sich; Sie Alle werden Zeugen jener großen und sublimen Revolution sein, die Sie so sehr wünschen. Sie wissen, daß ich mich ein wenig auf das Prophezeihen lege; ich wiederhole es Ihnen: Sie werden sie sehen!"

„Dazu braucht man eben keine prophetische Gabe", antwortete man ihm.

„Das ist wahr," erwiderte er; „aber vielleicht etwas mehr für das, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wissen Sie, was aus dieser Revolution — (wo nämlich die Vernunft im Gegensatz der geoffenbarten Religion triumphirt) — entstehen wird — was sie für Sie Alle, so viel Ihrer hier sind, sein wird? was

ihre unmittelbare Folge, ihre unläugbare und anerkannte Wirkung sein wird?"

„Laßt uns sehen," sagte Condorcet, mit seiner sich einfältig stellenden Miene, „einem Philosophen ist es nicht leid, einen Propheten anzutreffen."

„Sie, Herr Condorcet" — fuhr Herr Cazotte fort, „Sie werden, ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben, Sie werden vom Gift sterben, das Sie werden verschluckt haben, um den Henkern zu entgehen — vom Gift, welches Sie das Glück der Zeiten, die alsdann sein werden, zwingen wird, immer bei sich zu tragen."

Dies erregte Anfangs großes Staunen, aber man erinnerte sich bald, daß der gute Cazotte bisweilen wachend träumte, und man bricht in lautes Gelächter aus. „Herr Cazotte," sagte einer der Gäste, „das Mährchen, das Sie uns da erzählen, ist nicht gar so lustig, als Ihr verliebter Teufel — (le Diable amoureux ist ein artiger kleiner Roman, den Cazotte geschrieben hat). — Was für ein Teufel hat Ihnen denn das Cachot, das Gift und die Henker eingegeben? Was hat denn dies mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft gemein?"

„Dies ist gerade das, was ich Ihnen sage," versetzte Cazotte. „Im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit, der Freiheit, und der Vernunft, wird es eben geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen werden; und alsdann wird doch wohl die Vernunft herrschen, denn sie wird Tempel haben; ja es wird zu derselben Zeit in ganz Frankreich keine anderen Tempel geben, als Tempel der Vernunft!"

„Wahrlich," sagte Chamfort, mit einem höhnischen Lächeln, „Sie werden keiner von den Priestern dieser Tempel da sein?" Cazotte erwiderte:

„Dies hoffe ich; aber Sie, Herr von Chamfort, der Sie einer derselbigen sein werden, und sehr würdig sind, es zu sein, Sie werden sich die Adern mit zwei und zwanzig Einschnitten mit dem Scheermesser öffnen, und dennoch werden Sie erst einige Monate darauf sterben!"

Man sieht sich an und lacht fort —

Cazotte fährt fort: „Sie, Herr Vicomte d'Azyr, Sie werden sich die Adern nicht selbst öffnen; aber hernach werden Sie sich dieselben in einem Tage sechsmal in einem Anfall von Podagra

öffnen lassen, um Ihrer Sache desto gewisser zu sein, und in der Nacht werden Sie sterben!"

„Sie, Herr Nicolai, Sie werden auf dem Schaffot sterben!"

„Sie, Herr Bailly! auf dem Schaffot."

„Sie, Herr von Malesherbes! auf dem Schaffot."

„Gott sei gedankt!" ruft Herr Roucher; „es scheint, Herr Cazotte hat es nur mit der Akademie zu thun; er hat eben ein schreckliches Gemetzel unter ihr angerichtet; ich — dem Himmel sei es gedankt —"

Cazotte fiel ihm in die Rede: „Sie? — Sie werden auch auf dem Schaffot sterben!"

„Ha! das ist eine Wette", ruft man aller Orten aus; „er hat geschworen, Alles auszurotten!" —

Er: „Nein, ich bin es nicht, der es geschworen hat."

Die Gesellschaft: „So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden? — und dennoch — —"

Er: „Nichts weniger; ich hab' es Ihnen schon gesagt; Sie werden alsdann allein unter der Regierung der Philosophie und der Vernunft stehen: die, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen sein, werden immer dieselben Redensarten führen, die Sie seit einer Stunde auskramen, werden alle Ihre Maximen wiederholen; werden, wie Sie, die Verse des Diderot und der Pücelle anführen!"

Man sagte sich in's Ohr: „Sie sehen wohl, daß er den Verstand verloren hat — (denn er blieb bei diesen Reden sehr ernsthaft) — Sehen Sie nicht, daß er spaßt? — und Sie wissen, daß er in alle seine Scherzreden Wunderbares einmischt. — Ja! sagte Chamfort: aber ich muß gestehen, sein Wunderbares ist nicht lustig; es ist zu sehr Galgenartig! Und wann soll denn dieses Alles geschehen?"

Er: „Es werden nicht sechs Jahre vorbeigehen, daß Alles, was ich Ihnen sage, erfüllt sei!"

„Dies sind viele Wunder — diesmal war ich es (nämlich La Harpe, der das Wort nahm) und von mir sagen Sie nichts?"

„Bei Ihnen, antwortete Cazotte, wird ein Wunder vorgehen, das wenigstens eben so außerordentlich sein wird, Sie werden alsdann ein Christ sein!"

Allgemeines Ausrufen: „Nun bin ich beruhigt, rief Chamfort: kommen wir erst um, wenn la Harpe ein Christ ist, so sind wir unsterblich!"

„Wir, vom weiblichen Geschlecht," sagte alsdann die Herzogin von Grammont, „wir sind glücklich, daß wir bei den Revolutionen für nichts gezählt werden. Wenn ich sage, für nichts, so heißt dies nicht soviel, als ob wir uns nicht ein wenig darein mischten; aber es ist so angenommen, daß man sich deswegen nicht an uns und unser Geschlecht hält."

Er: „Ihr Geschlecht, meine Damen! wird Ihnen diesmal nicht zum Schutze dienen, und Sie mögen noch so sehr sich in nichts mischen wollen; man wird Sie gerade wie die Männer behandeln, und in Ansehung Ihrer keinen Unterschied machen!"

Sie: „Aber was sagen Sie uns da, Herr Cazotte? — Sie predigen uns ja das Ende der Welt!"

Er: „Das weiß ich nicht; was ich aber weiß, ist, daß Sie, Frau Herzogin! werden zum Schaffot geführt werden, Sie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf dem Schinderkarren, mit auf den Rücken gebundenen Händen!"

Sie: „In diesem Falle hoffe ich doch, daß ich eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben werde?" —

Er: „Nein, Madame! vornehmere Damen, als Sie, werden wie Sie, auf dem Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden!"

Sie: „Vornehmere Damen? — Wie? — die Prinzessinnen vom Geblüt?"

Er: „Noch vornehmere!" —

Jetzt bemerkte man in der ganzen Gesellschaft eine sichtbare Bewegung, und der Herr vom Hause nahm eine finstere Miene an; man fing an einzusehen, daß der Scherz zu weit getrieben werde. Madame von Grammont, um das Gewölke zu zerstreuen, ließ diese letzte Antwort fallen, und begnügte sich im scherzhaftesten Ton zu sagen: „Sie werden sehen, daß er mir nicht einmal den Trost eines Beichtvaters lassen wird!"

Er: „Nein, Madame! man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen, noch sonst Jemand! Der letzte Hingerichtete, der aus Gnaden einen Beichtvater haben wird" — hier hielt er einen Augenblick ein —

Sie: „Nun wohlan, wer wird denn der Glückliche sein, dem man diesen glücklichen Vorzug gönnen wird?"

Er: „Es wird der einzige Vorzug sein, den er noch behält; und dies wird der König von Frankreich sein!"

Nun stand der Herr vom Hause schnell vom Tisch auf, und Jedermann mit ihm. Er ging zu Herrn Cazotte, und sagte zu ihm in tiefgerührtem Ton: „mein lieber Herr Cazotte! dieser klägliche Scherz hat lange gedauert. Sie treiben ihn zu weit, und bis auf einen Grad, wo Sie die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, und sich selbst in Gefahr setzen!“

Cazotte antwortete nichts und schickte sich an wegzugehen, als Frau von Grammont, die immerfort verhindern wollte daß man die Sache nicht ernsthaft nähme und sich bemühte, die Fröhlichkeit wieder herzustellen, zu ihm hinging und sagte: „Nun, mein Herr Prophet! Sie haben uns Allen gewahrsagt; aber von Ihrem eigenen Schicksal sagen Sie nichts? —“

Er schwieg, schlug die Augen nieder; alsdann sagte er: „Haben Sie, Madame, die Geschichte der Belagerung Jerusalems im Josephus gelesen?“

Sie: „Freilich, wer wird sie nicht gelesen haben? aber Sie thun, wie wenn ich sie nicht gelesen hätte!“

Er: „Wohlan, Madame! während dieser Belagerung ging ein Mensch sieben Tage nach einander auf den Wällen um die Stadt, im Angesicht der Belagerer und Belagerten, und schrie unaufhörlich mit einer kläglichen Stimme: „Wehe Jerusalem! Wehe Jerusalem!“ am siebenten Tage schrie er aber: „Wehe Jerusalem! Wehe auch mir!“ und in demselben Augenblick zerschmetterte ihn ein ungeheurer Stein, den die Maschinen der Feinde geschleudert hatten.“

Nach diesen Worten verbeugte sich Herr Cazotte und ging fort. —

König August II. erscheint dem preußischen Feldmarschall von Grumbkow.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Vater Königs Friedrich II., stand mit dem König August II. von Polen in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß sie einander, wenns möglich war, wenigstens Einmal des Jahres sahen. Dies geschah auch noch kurz vor dem Tode des Letztern; derselbe schien sich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas be-

denkliche Entzündung an einer Zehe. Die Aerzte hatten ihn daher vor jedem Uebermaaß in starken Getränken sehr gewarnt, und der König von Preußen, welcher dies wußte, befahl seinem Feldmarschall von Grumbkow (der den König bis an die Grenze begleitete und ihn dort in einem königlichen Schloß standesgemäß bewirthen sollte), daß er bei jenem Abschiedsschmauß alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch die — dem König von Polen aus erwähnter Ursache von den Aerzten so sehr empfohlene Mäßigung im Genusse des Weins überschritten werden könnte.

Als aber König August noch gleichsam zu guter Letzt einige Bouteillen Champagner verlangte, so gab Grumbkow, der diesen Wein selbst liebte, nach, und genoß dessen auch seinerseits so viel, daß er sich, indem er über den Hof des königl. Schlosses in sein Quartier ging, an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach und sich daher in einem Tragsessel zum König August bringen lassen mußte, als dieser seine Reise des andern Morgens sehr früh fortsetzen und ihm noch einige Aufträge an König Friedrich Wilhelm geben wollte. Hierbei war der König von Polen, außer einem vorn geöffneten Hemd, nur mit einem kurzen polnischen Pelz bekleidet.

In eben diesem Aufzuge, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am 1. Febr. 1733 früh, ungefähr um 3 Uhr, dem Feldmarschall von Grumbkow und sagte zu ihm:

„Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment à Varsovie.“*)

Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf gestatteten, hatte unmittelbar zuvor bei dem Schein seiner Nachtlampe und durch seine dünnen Bettvorhänge bemerkt, daß sich die Thüre seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffnete, daß eine lange menschliche Gestalt hereinkommt, in langsam feierlichem Schritt um sein Bett herumgeht und seine Bettvorhänge schnell öffnet. Nun stand die Gestalt König Augusts gerade so, wie Letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden, vor dem erstaunten Grumbkow und ging dann, nachdem er obige Worte gesprochen hatte, wieder zu eben der Thür hinaus. Grumbkow klingelte

---

*) Mein lieber Grumbkow! ich bin so eben in Warschau gestorben.

und fragte den zur nämlichen Thür hereineilenden Kammerdiener, ob er den nicht auch gesehen habe, der so eben gerade da herein und hinaus gegangen sei? — der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

Grumbkow schrieb sogleich den ganzen Vorgang an seinen Freund, den damals bei König Friedrich Wilhelms Hoflager befindlichen kaiserlich königlichen Gesandten und Feldmarschall, Grafen von Seckendorf, und bat Letzteren, die Sache dem König bei der Parade mit guter Art zu hinterbringen. Bei dem Gesandten von Seckendorf befand sich, als ihm das Grumbkow'sche Billet schon früh um 5 Uhr zukam, dessen Schwestersohn und Gesandschaftssekretair von Seckendorf, nachheriger Brandenburg-Anspachischer Minister und zuletzt kaiserlicher Geheimer Rath. Jener sagte zu diesem, indem er ihm das Billet zum Lesen darbot: „sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieses Billets noch heute dem König hinterbringen!"

Nach 40 Stunden (wo ich nicht irre) langte durch die von Warschau nach Berlin von 3 zu 3 Stunden unterlegten polnischen Ulanen und preußischen Husaren die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in der nämlichen Stunde, wo Grumbkow jene Erscheinung gehabt hatte, zu Warschau gestorben sei.

Aus der Geschichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Ersten, Hamburg und Breslau 1755. S. 454, kann folgendes noch zur Erläuterung beigefügt werden: Hier wird auch bestätigt, daß der König von Polen den 1. Febr. 1733 gestorben sei, und daß man diese Nachricht schon den 4. in Berlin erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der König von Polen bei seinem Hin- und Heerreisen zwischen Dresden und Warschau seinen Weg von Dresden aus über Crossen nach Praga, und von da vollends nach Warschau genommen, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen fast allemal den General und Staatsminister von Grumkow nach Crossen schickte und den König da bewillkommnen ließ.

Der Herzog von Buckingham hat vor seinem Tode eine warnende Erscheinung.

(Aus Lord Clarendons Geschichte der Rebellion und bürgerlichen Kriege).

Unter denjenigen, die bei der königlichen Garderobe zu Windsor in Diensten standen, befand sich ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit allgemein verehrt wurde und der damals etwa funfzig Jahr alt war. Dieser Mann war in seiner Jugend in einem Kollegio zu Paris erzogen worden, wo sich zu eben der Zeit George Villiers, der Vater des Herzogs von Buckingham, befand, mit dem er eine genaue Freundschaft errichtet, den er aber doch von der Zeit an nicht wieder gesprochen hatte.

Als sich nun dieser Garderobe-Aufseher ungefähr sechs Monate vor der Ermordung des Herzogs bei vollkommener Gesundheit in seinem Bette zu Windsor befand, erschien ihm um Mitternacht ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, zog die Vorhänge seines Bettes auf und fragte ihn, indem er ihn starr ansahe, ob er ihn nicht kenne? Anfänglich antwortete er ihm nicht, weil er vor Schrecken halb todt war. Als er aber zum zweitenmal gefragt wurde, ob er sich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben, so fiel ihm die Erinnerung an George Villiers vermittelst der Aehnlichkeit und der Kleidung ein; er sagte ihm daher, daß er ihn für George von Villiers halte. Die Erscheinung versetzte hierauf, daß er recht habe und bat ihn, ihr die Gefälligkeit zu erweisen, sich in ihrem Namen zu ihrem Sohne, dem Herzog von Buckingham, zu verfügen, um ihm zu sagen, daß er alle seine Kräfte anstrengen möchte, sich beim Volk beliebt zu machen, oder wenigstens die gegen ihn aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, sonst würde man ihn nicht lange mehr leben lassen. Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung, und der gute Mann — sei es nun, daß er völlig erwacht oder nicht erwacht war — schlief bis an den Morgen ruhig fort.

Bei seinem Erwachen sah er diese Erscheinung für einen Traum an und schenkte ihr keine besondere Aufmerksamkeit. Eine oder zwei Nächte darauf erschien ihm die nämliche Person noch einmal an eben demselben Ort und in der nämlichen Stunde

mit einer etwas ernsthafteren Miene, als das erstemal und fragte ihn, ob er den Auftrag ausgerichtet hätte, den er von ihr empfangen? Da die Erscheinung wohl wußte, daß es nicht geschehen war, so gab sie ihm sehr ernstliche Verweise und setzte noch hinzu, daß sie mehr Gefälligkeit von ihm erwartet hätte, und daß, wenn er ihr Verlangen nicht befriedigen würde, er keine Ruhe haben, sondern allenthalben von ihr verfolgt werden sollte!

Der in Furcht und Schrecken gesetzte Garderobe-Aufseher versprach nun zu gehorchen. Doch war er des Morgens unschlüssig und wußte nicht, was er thun sollte. Er fand sich also in Verlegenheit, eine zweite so sichtbare und deutliche Erscheinung nur als einen Traum zu betrachten, und auf der andern Seite schien ihm der hohe Stand des Herzogs, die große Schwierigkeit, vor ihn zu kommen, und noch mehr die Bedenklichkeit, die Sache dem Herzog glaubwürdig zu machen, die Ausführung seines Auftrags zu vereiteln und unmöglich zu machen.

Er war einige Tage unentschlossen, was er thun sollte; endlich faßte er den Vorsatz, sich eben so unthätig, wie das erstemal zu verhalten. Es erfolgte nun eine dritte, aber weit fürchterlichere Erscheinung, als die zwei vorhergehenden: die Erscheinung verwies es ihm in einem bittern Ton, daß er sein Versprechen nicht gehalten hätte. Der Garderobe-Aufseher gestand, daß er die Vollziehung dessen, was sie ihm aufgetragen, wegen der Schwierigkeit, vor den Herzog zu kommen, aufgeschoben habe, indem er mit keiner Person bekannt sei, durch welche er Zutritt zu dem Herzog zu erhalten hoffen könne, und wenn er auch Mittel fände, Gehör zu bekommen, so würde ihm doch der Herzog nicht glauben, daß er einen solchen Auftrag erhalten habe; man würde ihn also für wahnsinnig halten, oder glauben, daß er entweder aus eigener Bosheit, oder auf Anstiften böser Leute, den Herzog zu hintergehen suche. Auf diese Art würde sein Untergang unvermeidlich sein. Die Erscheinung aber beharrte bei ihrem Vorsatz und sagte, daß er nicht eher Ruhe haben sollte, als bis er ihrem Verlangen Genüge geleistet hätte! Zugleich setzte sie hinzu, daß der Zutritt zu ihrem Sohne leicht wäre, und daß diejenigen die ihn sprechen wollten, nicht lange warten dürften. Damit er aber Glauben fände, so wolle sie ihm zwei bis drei Umstände sagen, von denen er aber gegen Niemand etwas, außer gegen

den Herzog allein erwähnen dürfe; sobald nun dieser dieselben vernehmen würde, würde er auch seiner übrigen Erzählung Glauben beimessen.

Dieser dritten Aufforderung und Erscheinung glaubte er gehorchen zu müssen und reiste daher gleich den andern Morgen nach London ab, und da er den Requetenmeister, Sir Ralph Freemann, der eine nahe Anverwandtin des Herzogs geheirathet hatte, genau kannte, so machte er ihm seine Aufwartung und ersuchte ihn, daß er ihn mit seinem Ansehen unterstützen möchte, damit er eine Audienz erhielte, indem er dem Herzog Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen habe, die eine große Verschwiegenheit und einige Zeit und Geduld, sie anzuhören, erforderten.

Sir Ralph kannte die Klugheit und Bescheidenheit dieses Mannes, und er schloß aus dem, was er nur in allgemeinen Ausdrücken vernommen hatte, daß etwas Außerordentliches die Ursache seiner Reise sei. Er versprach ihm daher zu willfahren und mit dem Herzog davon zu sprechen. Bei der ersten Gelegenheit gab er dem Herzog zuerst Nachricht von dem guten Ruf und dem Verlangen dieses Mannes, und hinterbrachte ihm Alles, was er von der Sache wußte. Der Herzog gab ihm die Antwort, daß er den folgenden Tag früh mit dem König auf die Jagd gehen, und daß ihn seine Pferde bei der Lambethbrücke erwarten würden, wo er des Morgens um 5 Uhr zu landen gedächte, und wenn ihn der Mann daselbst erwarten wolle, so würde er sich mit ihm, so lang es nöthig wäre, unterhalten können.

Sir Ralph ermangelte nicht, den Garderobe-Aufseher zur bestimmten Stunde an den Ort zu führen und ihn dem Herzog bei dem Aussteigen aus dem Schiff vorzustellen. Der Herzog nahm ihn sehr gefällig auf, ging mit ihm seitwärts und sprach beinahe eine ganze Stunde lang mit demselben. Niemand befand sich an diesem Ort, als Sir Ralph und die Bedienten des Herzogs; allein alle Diese standen so weitent fernt, daß sie unmöglich Etwas von der Unterredung vernehmen konnten, ob sie schon sahen, daß der Herzog oft und mit vieler Bewegung sprach. Sir Ralph Freemann, der die Augen beständig auf den Herzog gerichtet hatte, bemerkte dies noch besser als die Uebrigen, und der Garderobe-Aufseher sagte ihm auf seiner Rückreise nach London, daß, als der Herzog die besondern Umstände gehört hätte,

die er ihm entdeckte, um das Uebrige seiner Unterredung glaubwürdig zu machen, er seine Farbe verändert und betheuert habe, daß Niemand als der Teufel ihm dieses habe entdecken können, indem nur er (der Herzog) und eine andere Person Kenntniß davon habe, von der er gewiß überzeugt sei, daß sie es keinem Menschen gesagt habe.

Der Herzog setzte die Jagd fort, doch bemerkte man, daß er sich beständig von den Uebrigen entfernte, in tiefes Nachdenken versunken war und an dem Vergnügen keinen Antheil nahm. Noch Vormittags verließ er die Jagd, stieg in Whitehall ab und begab sich in das Zimmer seiner Mutter, mit der er zwei bis drei Stunden lang verschlossen war. In den benachbarten Zimmern hörte man ihre laute Unterredung, und als er wieder herauskam, bemerkte man viele Unruhe in seinem Gesicht mit Zorn vermischt, was man noch niemals bei einer Unterredung mit seiner Mutter, für welche er jederzeit die tiefste Ehrfurcht bezeugte, wahrgenommen hatte. Die Gräfin fand man nach der Entfernung ihres Sohnes weinend und im größten Schmerz versunken. — So viel ist bekannt und ausgemacht, daß sie sich nicht darüber zu verwundern schien, als sie die Nachricht von der Ermordung des Herzogs, welche einige Monat darauf erfolgte, erhielt. Es schien also, daß sie dieselbe voraus gesehen, und daß ihr ihr Sohn Nachricht von dem, was ihm der Garderobe-Aufseher entdeckt, gegeben hatte. Auch nahm man in der Folge nicht die Betrübniß an ihr wahr, die sie über den Verlust eines so geliebten Sohnes nothwendig empfinden mußte.

Insgeheim erzählt man sich: die besondern Umstände, an die der Garderobe-Aufseher den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang betroffen, den er mit einer seinen nahen Anverwandtinnen unterhalten hätte, und da er allen Grund zu vermuthen hatte, daß die Dame nicht selbst davon geredet haben würde, so glaubte er, daß außer ihr nur der Teufel davon Etwas wisse und gesprochen haben könne.

Eine Geistererscheinung in Braunschweig.

(Aus dem 5. Stück des Museum des Wundervollen.)

Im Jahre 1746, nach dem Johannistag, starb in Braunschweig ein Herr Dörien, Hofmeister am Collegio Carolino, ein Mann, der jederzeit seinem Amt mit aller Treue und Wachsamkeit vorgestanden hatte, und dem ein sanfter, stets sich gleicher Charakter, eine eben so kluge als natürliche Redlichkeit und eine standhafte Seele eigen war. Kurz vor seinem Tode ließ er einen andern Hofmeister, Herrn M. Höfer, mit dem er in genauer Freundschaft stand, zu sich bitten, um etwas Nothwendiges mit ihm zu sprechen. Dieser, ob er schon bereits im Bette lag, wollte doch den Wunsch seines Freundes nicht unerfüllt lassen, und ging daher zu ihm. Allein er kam zu spät, indem der Kranke bereits schon mit dem Tode rang. Nach einiger Zeit verbreitet sich das Gerücht, als wenn bald Dieser, bald Jener den Verstorbenen im Carolino gesehen hätte. Da aber diese Nachrichten bloß von den jungen Leuten herrührten, so fanden sie wenig Beifall, vielmehr wurde alles für ein Resultat der durch die Furcht aufgeregten Einbildungskraft ausgegeben. Endlich ereignete sich im Monat Oktober 1746 ein Vorfall, der Viele bewog, der Erscheinung einen ausgezeichneten Werth beizulegen, anstatt daß man sie vorher als ganz unwahr verworfen hatte. Es erschien nämlich der verstorbene Dörien dem M. Höfer zu der Zeit, als er seiner Gewohnheit nach, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, im Collegium herum ging, um zu sehen, ob seine Untergebenen zu Bette und alles in gehöriger Ordnung sei. Als er an des M. Lampadius Stube kam, sah er den Verstorbenen gleich daneben sitzen, in seinem gewöhnlichen Schlafrock, einer weißen Nachtmütze, welche er unten mit der rechten Hand hielt, so daß man nur die Hälfte seines Gesichts, nämlich den unteren Theil vom Kinne bis zu den Augen, doch mit größter Deutlichkeit sehen konnte. Dieser unerwartete Anblick setzte zwar den M. Höfer in einigen Schrecken; allein überzeugt, daß er seinem Beruf nachgehe, faßte er sich bald wieder und ging in die Stube. Nachdem er alles in Richtigkeit gefunden hatte, schloß er die Stube hinter sich zu und bemerkte den vorhergesehenen Schatten noch unbeweglich in seiner vorigen Stellung. Er faßte den Muth, daß er auf ihn losging und ihm gerade

in's Gesicht leuchtete; jetzt überfiel ihn aber ein solches Entsetzen, daß er kaum die Hand wieder an sich zurückziehen konnte, welche ihm auch von Stund an so geschwollen war, daß er etliche Monate damit zubrachte.

Den folgenden Tag erzählte er diese sonderbare Begebenheit Herrn Oeder, Professor der Mathematik, der aber diese Geschichte, als ein Philosoph, nicht glauben wollte, sondern sie für einen Betrug oder Einbildungskraft erklärte. Um aber genauer hinter die Sache zu kommen, erbot er sich, in der bevorstehenden Nacht selbst mitzugehen, weil er mit zuversichtlicher Hoffnung Rechnung machte, den M. Höfer zu überzeugen, daß er entweder nichts gesehen, oder sich von einem Gespenste mit Fleisch und Bein habe hintergehen lassen. Beide gingen daher zwischen eilf und zwölf Uhr an den gedachten Ort; sobald sie aber an die Stube kamen, ruft der Professor Oeder mit einer großen Betheurung: da ist Dörien leibhaftig! — Der M. Höfer ging stillschweigend in die Stube, und bei seiner Zurückkunft saß der Schatten noch immer in seiner gewöhnlichen Stellung, wie des Tages vorher. Sie sahen ihn geraume Zeit genau an; Alles an ihm war deutlich, sogar konnten sie den schwarzen Bart genau unterscheiden; allein es hatte keiner das Herz, ihn anzureden oder anzurühren, vielmehr gingen Beide überzeugungsvoll weg, daß sie den vor einiger Zeit verstorbenen Hofmeister Dörien gesehen hätten. Die Nachricht von dieser Begebenheit breitete sich immer mehr und mehr aus, und es begaben sich viele Personen an den bestimmten Ort, um sich von der Wahrheit der Sache durch eigene Erfahrung zu überzeugen: allein ihre Mühe war fruchtlos.

Der Professor Oeder wünschte selbst dieses Schattenbild noch einmal zu sehen, ging mehrmals allein hin, suchte es in allen Winkeln, mit dem festen Entschluß, dasselbe anzureden; allein auch seine Bemühung wurde durch keinen seinen Wünschen entsprechenden Ausgang belohnt. Daher er auch seine Gedanken durch die Worte ausdrückte: Ich bin dem Geiste lange genug zu Gefallen gegangen; wenn er nun noch etwas haben will, so mag er zu mir kommen! Allein was geschah! Ungefähr nach 14 Tagen, da er an nichts weniger als an ein Gespenst dachte, wurde er früh, zwischen 3 und 4 Uhr, plötzlich durch eine äußere Bewegung mit Gewalt aufgeweckt. Sobald er die Augen aufthat, sahe er, daß dem Bette gegenüber am Schranke, der nur

zwei Schritte von ihm entfernt war, ein Schattenbild befindlich war, das sich in der Kleidung des Gespenstes darstellte. Er richtete sich auf und konnte nunmehr das ganze Gesicht deutlich sehen. Starr heftete er seine Augen nach diesem Bilde, bis es nach einer Zeit von acht Minuten unsichtbar wurde.

Den folgenden Morgen, um eben die Zeit, wurde er wiederum geweckt, und er sahe die nämliche Erscheinung, nur mit dem Unterschied, daß die Thür am Schranke einiges Geräusch machte, nicht anders, als wenn sich Jemand daran lehnte. Diesmal blieb auch der Geist länger stehen, so, daß ihn der Professor Oeder mit den Worten anredete: Gehe fort, böser Geist, was hast Du hier zu schaffen? Auf diese Worte erfolgten von dem Schattenbild allerhand fürchterliche Bewegungen, es bewegte Kopf, Hände und Füße so, daß auch der Professor Oeder angstvoll betete: Wer Gott vertraut u. s. w. und: Gott der Vater wohn uns bei u. s. w. Hierauf verschwand der Geist. Acht Tage lang genoß der bisher vom Geist Beunruhigte nunmehr Friede und Ruhe; allein nach Verlauf dieser Zeit ließ sich abermals früh um drei Uhr die Erscheinung wieder sehen, nur mit dem Unterschied, daß sie vom Schrank her gerade auf ihn loskam und den Kopf über ihn herbeugte, so daß er auch außer Fassung im Bett aufsprang und mit Heftigkeit auf das Gespenst losschlug. Es wich auch zurück an den Schrank; kaum aber hatte er sich niedergesetzt, so schien der Geist noch einen Angriff wagen zu wollen, weil er sich dem Professor Oeder wiederum näherte. Hier bemerkte der Letztere, daß das Gespenst eine kurze Tabackspfeife im Munde hatte, die er vorher, vielleicht aus Schrecken, nicht wahrgenommen hatte. Dieses Betragen des Geistes und die überaus gelassene Miene, die mehr freundlich als mürrisch zu sein schien, verminderte seine Furcht und gab ihm den Muth, daß er den Geist folgendermaßen anredete: Haben Sie noch Schulden? — Er wußte schon zum Voraus, daß der Verstorbene einige Thaler Schulden hinterlassen hatte, daher kam die Veranlassung dieser Frage. Bei dieser Frage wich das Gespenst einige Schritte zurück, richtete sich gerade in die Höhe, nicht anders, als ob Jemand etwas mit Aufmerksamkeit anhören wolle. Er wiederholte die Frage noch einmal, worauf der Geist mit der rechten Hand über den Mund hin- und herfuhr. Der schwarze Bart, den der Professor deutlich sehen konnte, veranlaßte ihn, die Frage zu thun: Haben Sie vielleicht noch den Barbier zu

bezahlen? worauf das Gespenst den Kopf verschiedene Male langsam schüttelte. Die weiße Tabackspfeife war der Veranlassungsgrund zu folgender neuen Frage: Sind Sie etwa noch Taback schuldig? Hier wich es zurück und verschwand auf Einmal. Den Tag darauf entdeckte der Professor Oeder diesen neuen Vorfall dem Hofrath Erath, der einer von den vier Curatoren am Collegio Carolino war und die Schwester des Verstorbenen bei sich im Hause hatte. Dieser machte sogleich Anstalt, daß die Schuld bezahlt wurde. Diese so glücklich abgelaufene Unterredung mit dem Geiste bewog den Herrn Professor Seidler, die nächstfolgende Nacht bei Oeder zu bleiben, weil man vermuthete, der Geist würde wieder erscheinen, welches auch geschah. Früh nach fünf Uhr wachte Oeder plötzlich auf und fand seinen ungebetenen Gast nicht, wie gewöhnlich, an dem Schranke, sondern neben demselben an der weißen Wand. Er blieb in dieser Stellung jedoch nicht lange, sondern ging in der Kammer auf und ab, als wenn er begierig wäre, zu wissen, wer außerdem noch im Bette läge. Endlich näherte er sich dem Bette, worauf der Professor Oeder seinen Freund Seidler stieß und zu ihm sagte: voyez! (sehen Sie!) Dieser ermunterte sich gleich, sahe weiter nichts, als etwas Weißes, und den Augenblick darauf sagte Oeder: jetzt verschwindet er. Sie sprachen eine geraume Zeit von dieser Begebenheit, und Oeder war unwillig, daß sich der Geist nicht länger aufgehalten hatte. Er fragte Seidler, ob er ihn nicht citiren solle? doch hierin wollte der Letztere nicht willigen, und da der Professor Oeder weiter nichts sprach, so glaubte Seidler, er wolle wieder einschlafen. Dies war er daher auch zu thun Willens; allein jetzt fuhr Oeder auf einmal im Bette auf, schlug um und neben sich und rief mit einer fürchterlichen Stimme aus: Du mußt hier weg, Du hast mich lange genug beunruhigt, willst Du noch Etwas von mir haben, so sage es kurz, oder gieb mir es durch ein deutliches Zeichen zu verstehen, und komme nachmals nicht wieder an diesen Ort!

Seidler hörte dies Alles mit an; allein er konnte nichts sehen. Als nun Oeder sich einigermaßen beruhigt hatte, fragte Seidler nach der Ursache seines Auffahrens, wo er dann zur Antwort erhielt, daß der Geist zum zweiten Male gekommen sei, als sie mit einander gesprochen, sich erst vor das Bette gestellt, hernach sich demselben genähert und mit dem ganzen Leibe darüber gelegt hätte. Von dieser Nacht an behielt der Professor

Oeder alle Nächte Jemanden bei sich und brannte auch Nachtlicht, welches er vorher niemals gethan hatte. Dieses fruchtete nun so viel, daß er zwar nichts sahe, aber doch fast allezeit, entweder nach drei oder nach fünf Uhr, mit einer gewöhnlichen Empfindung, oder vielmehr mit einem Kitzeln, aufgeweckt wurde, welche Empfindung er vormals nie gehabt zu haben versicherte. Er beschrieb diese Empfindung als eine solche, dergleichen man zu haben pflegt, wenn man mit einem feinen Flederwisch vom Kopf bis auf die Füße gestrichen wird. Manchmal hörte er auch am Schrank einiges Geräusch, oder ein Pochen an der Stubenthür. Nach und nach aber unterblieb Beides, so daß er glaubte, auf die Zukunft seines Gastes entledigt zu sein, daher auch wiederum allein schlief und kein Licht weiter brennen ließ.

Zwei Nächte gingen auf solche Art ruhig vorüber, allein die dritte Nacht war das Gespenst um die gewöhnliche Zeit wieder da, obschon in einem merklichen Grad dunkler. Es hatte in der Hand ein neues Zeichen, mit dem es ungewöhnliche Bewegungen machte. Solches war einem Bilde ähnlich und hatte in der Mitte ein Loch, in welches der Geist zum öftern die Hand steckte. Oeder war so beherzt, daß er sagte: er müsse sich deutlicher erklären, sonst könne er nicht errathen, was er haben wolle, oder wenn er dies zu thun unvermögend sei, so möchte er näher treten. Auf beide Aufforderungen schüttelte das Gespenst den Kopf und verschwand.

Eben diese Erscheinungen geschahen noch Einigemal, sogar im Beisein eines anderen Hofmeisters am Carolino. Nach langem Nachsinnen und Forschen, was der Verstorbene wohl mit diesem Zeichen haben wolle, brachte man soviel heraus, daß er kurz vor seiner Krankheit etliche Bilder in eine magische Laterne von einem Bilderhändler auf die Probe genommen, die nicht zurückgegeben worden seien. Man gab daher dem wahren Eigenthümer die Bilder zurück, und von der Zeit an blieb Oeder in Ruhe. Der Professor Oeder berichtete diese Begebenheit von dem Geist an Hof und an große Gelehrte, z. B. an den damaligen Probst Jerusalem, an den Professor Gebauer in Göttingen, und an den Professor Segner, und war erbötig, sein Zeugniß mit einem Eide zu bestätigen.

Dem spätern Doktor Christoph Knape verkündet ein Traum die in der Berliner Lotterie herauskommenden Nummern.

(Aus Moriz, Erfahrungs-Seelenkunde, Bd. I. St. I. S. 70 u. ff.)

Sie wünschen also, daß ich Ihnen dasjenige schriftlich mittheilen soll, was ich Ihnen neulich von dem Vorhersehungs-Vermögen der Seele mündlich erzählt habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, so muß ich freilich wohl befürchten, daß manche mich für einen phantastischen Träumer halten werden; allein, wenn ich zu Erreichung Ihres allerdings sehr nützlichen Zwecks etwas beitragen kann, so liegt nichts daran, man denke was man wolle; genug, ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverlässigkeit desjenigen, was ich sogleich umständlicher erzählen will.

Im Jahr 1768, als ich in der hiesigen Hofapotheke (in Berlin) die Apothekerkunst erlernte, hatte ich in der 72sten Ziehung der Königl. Preußischen Zahlenlotterie, die am 30. Mai desselben Jahres geschahe, auf die Zahlen 22 und 60 gesetzt.

In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen 12 Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapotheker zu mir herunter schickte und mir sagen ließ, daß ich zu ihm herauf kommen sollte. Als ich hinauf kam, sagte er zu mir, ich sollte sogleich jenseits des Schlosses zu dem Auctions-Commissarius Herrn Mylius gehen und ihn fragen, ob er die ihm committirten Bücher erstanden habe: sollte aber ja bald wiederkommen, weil er auf die Antwort warte.

Das ist vortrefflich, dachte ich bei mir selbst (nämlich noch immer im Traum), jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, und da will ich sogleich, so bald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geschwind nach dem General-Lotterieamte hinlaufen und sehen, ob meine Nummern herauskommen (die Lotterie wurde damals auf offener Straße gezogen), wenn ich nur hurtig gehe, so komme ich doch noch früh genug wieder zu Hause.

Ich ging also sogleich (noch immer im Traum), meinem erhaltenen Befehl zufolge, zu dem Auctions-Commissarius Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligst nach dem General-Lotterieamte an der Jägerbrücke.

Ich fand hier die gewöhnliche Zurüstung und eine ansehnliche Menge Zuschauer. Man hatte schon angefangen, die Nummern in das Glücksrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde Nr. 60 vorgezeigt und ausgerufen. O, dachte ich, das ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme.

Da ich nicht lange Zeit hatte, so wünschte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der noch übrigen Nummern so viel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hereingezählt, und nun sahe ich dem Waisenknaben die Augen verbinden, und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen.

Als die erste gezogene Zahl vorgezeigt und ausgerufen wurde, so war es Nr. 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dachte ich, nun wird 60 gewiß auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, und siehe da, es war Nr. 60.

Nun mögen sie meinetwegen ziehen was sie wollen, sagte ich zu Jemand, der neben mir stand, meine Nummern sind heraus, ich habe nicht länger Zeit; indem drehte ich mich um und lief spornstreichs zu Hause. —

Hier erwachte ich und war mir meines Traumes so deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der so sehr natürliche Zusammenhang und die ganz besondere Deutlichkett auffallend gewesen, so würde ich ihn für nichts anders, als einen Traum im gewöhnlichen Verstande gehalten haben: diese aber machten mich aufmerksam und reizten meine Neugierde so sehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte.

Endlich schlug es eilf, aber noch war kein Anschein zur Erfüllung meines Traumes. Es schlug ein viertel, es schlug halb Zwölf, und auch noch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, als unvermuthet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam und mir sagte, ich solle sogleich zu dem Herrn Hofapotheker heraufkommen. Ich ging voller Erwartung herauf und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich sogleich zu dem Auctions-Commissarius Herrn Mylius, jenseits des Schlosses, gehen und ihn fragen solle, ob er die ihm committirten Bücher in der Auction erstanden habe? zugleich sagte er mir auch dabei: ich solle ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte.

Wer war wohl geschwinder als ich? — Ich ging eiligst

zu dem Auctions=Commissarius Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, so geschwind ich konnte, nach dem General=Lotterieamt an der Jägerbrücke. Und voller Erstaunen sehe ich, daß Nummer 60 in dem Augenblick als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde.

Da mein Traum bis jetzt so pünktlich eingetroffen war, so wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, so wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünschte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig. Es wurden dem Waisenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man sich leicht die Begierde vorstellen, mit welcher ich die letzte Erfüllung meines Traumes erwartete.

Die erste Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und siehe da! es war Nr. 22. Es wurde die zweite gezogen, und auch diese war, so wie mir geträumt hatte, Nr. 60.

Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich schon länger verweilt hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte; ich bat also die mir im Gedränge zunächst Stehenden, mich durchzulassen. Ei, antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten, bis die Nummern alle heraus sind? Nein, sagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern sind heraus, und nun mögen sie meinetwegen ziehen, was sie wollen; indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligst und freudig nach Hause, und so wurde mein ganzer Traum nicht nur dem wesentlichen Verlauf, sondern sogar den Worten nach erfüllt.

Vielleicht ist's Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalt erzähle.

Am 18. August 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am Schlesischen Thore spazieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld durch die Ricksdorfer= oder Dresdenerstraße zu Hause gehen.

Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es schien, als wenn das Korn, das hier gestanden hatte, nicht längst abgemähet und eingeärntet war. (Dies verhielt sich wirklich so, ob ich es gleich nicht vorher gesehen hatte.) Als ich in die Ricksdorfer Straße hereinkam, so ward ich gewahr, daß sich vor einem der ersten Häuser einige Menschen versammelt hatten, die nach dem Hause hinsahen. Ich vermuthete also, daß in oder vor dem Hause irgend eine Neuigkeit vorgefallen sein würde, und

aus dieser Ursache fragte ich, als ich herankam, den ersten, der mir aufstieß, was giebt es denn hier? J, antwortete er ganz gleichgültig, die Lotterie ist gezogen; so! sagte ich, ist sie schon gezogen? was sind denn für Nummern heraus? J, gab er zur Antwort, da stehen sie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thüre eines im Hause befindlichen Kramladens, den ich jetzt zuerst gewahr wurde.

Ich sahe die Thür an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer schwarzen Leiste der Thür angeschrieben waren, so wie es wirklich nicht selten zu geschehen pflegt.

Um zu wissen, ob sich wirklich am Anfange der Ricksdorfer Straße ein Kramladen nebst einer Lotterie-Einnahme befindet, so habe ich mir den Weg dahin nicht verdrießen lassen, und gefunden, daß sich beides in der That so verhält. Zu meinem größten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen, die ich gesetzt hatte, heraus war; ich übersahe die Nummern noch einmal, um sie nicht zu vergessen, und ging darauf verdrießlich nach Hause. Ehe ich aber noch zu Hause kam, erwachte ich. —

Ich ward, als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräusch verhindert, mich meines Traumes sogleich zu erinnern; kurz nachher aber fiel er mir wieder bei, und nachdem ich Etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich dessen so deutlich, als ich ihn jetzt erzählt habe, jedoch fiel es mir schwer, mich auf alle fünf Nummern genau zu besinnen.

Daß Nr. 42 die erste, und Nr. 21 die zweite von den Nummern war, die ich angeschrieben gesehen hatte, dies wußte ich mich ganz gewiß zu erinnern; daß die dritte, die hierauf folgte, eine 6 gewesen war, dies wußte ich auch noch ganz gewiß; nur wußte ich nicht zuverlässig, ob die Null, die ich in dieser Gegend gesehen hatte, zu 6 oder zu der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mir auch noch sehr deutlich gesehen zu haben erinnerte, und da ich dieses nicht gewiß wußte, so konnte es sowohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 gewesen sein.

Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigsten mit Zuverlässigkeit besinnen, so viel wußte ich zwar gewiß, daß es eine aus den Fünfzigern gewesen war, welche aber, das konnte ich nicht mit Gewißheit bestimmen; Nummer 21 hatte ich wirklich schon gesetzt, und dies war diejenige, die, meinem Traume nach, von meinen Nummern herausgekommen sein sollte.

So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu sein schien, so machte mich doch dies mißtrauisch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern besinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wußte, daß unter den sechzehn angeführten Nummern, nämlich den zehn Fünfzigern und den sechs vorhergenannten, alle fünf waren, die ich im Traum gesehen hatte, und obgleich noch Zeit genug zum Einsetzen war, so wollte es mir doch, des beträchtlichen Einsatzes halber, nicht behagen, sechszehn Nummern mit einander verbunden zu setzen; ich ließ es also bei einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine schlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben.

Am dritten Tage nachher, den 21. August 1776, ward die Lotterie gezogen, es war die 215te Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die ich im Traum gesehen hatte, nämlich 60, 4, 21, 52, 42, und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß Nummer 52 die fünfte von denjenigen war, die ich im Traume gesehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverlässiger Gewißheit besinnen konnte.

Statt einigen tausend Thalern, die ich hätte gewinnen können, mußte ich mich jetzt mit einigen zwanzigen abspeisen lassen.

Nun also noch die dritte, und für jetzt letzte Erfahrung.

Am 21. September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund besuchte, und nachdem das Gespräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrad, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehen verlangte.

Er zog verschiedene, in der Absicht, sie zu besetzen. Als er aufgehört hatte zu ziehen, so nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrade heraus, legte sie vor mir auf den Tisch hin und sagte zu ihm: die Nummer, die ich jetzt greifen werde, kommt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus; indem griff ich unter dem ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte sie auseinander und besahe sie: es war Nr. 25 sehr deutlich. Ich wollte sie wieder zusammenwickeln und in die Kapsel stecken, aber in dem Augenblick erwachte ich.

Da ich mir meines Traumes so deutlich bewußt war, als ich ihn jetzt erzählt habe, so hatte ich viel Zutrauen zu dieser Nummer, und besetzte sie daher auch so, daß ich mit dem Gewinnst zufrieden gewesen sein würde; aber zwei Stunden zuvor,

ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterie-Einnehmer meinen Einsatz zurück, mit der Nachricht, daß meine Nummer gänzlich gestrichen sei. Die Lotterie wurde am 24. September gezogen, und meine Nummer kam richtig heraus. Es war die 234. Ziehung.

Ob ich gleich sehr gern zugebe und sehr wohl weiß, daß viele, und vielleicht die meisten Träume aus solchen Ursachen entstehen, die blos im Körper gegründet sind, und daher auch von keiner weiteren Bedeutung sein können, so glaube ich doch aus vielfältiger Erfahrung hinreichend überzeugt zu sein, daß es nicht selten Träume giebt, an deren Entstehung und Dasein der Körper, als Körper, keinen Theil hat; und zu diesen gehören, wie ich glaube, die drei angeführten Beispiele.

Ich denke nicht, daß der Inhalt dieser Träume Jemanden zu irgend einer schiefen Beurtheilung Gelegenheit geben sollte, denn sonst hätte ich eben so gut andere wählen können; aber gerade des ähnlichen Inhalts wegen habe ich sie zusammengestellt.

Christoph Knape,
der Weltweisheit, Arzeiwissenschaft und
Wundarzneikunst Doktor.

Ein ahnender Traum des Grafen von Modena.

Vor der ersten französischen Revolution befand sich unter den Edelleuten, welche den nachherigen König Ludwig XVIII. (damaligen Monsieur) umgaben, der Graf von Modena, ein verständiger, jeder Unwahrheit unfähiger Mann, dem der Prinz von Herzen zugethan war. Dieser bemerkte an ihm im Jahre 1788 seit mehreren Monaten eine ungewohnte tiefe Schwermuth. Im hohen Sommer ging der Prinz nach Brunoy und befand sich daselbst mit Modena fast ganz allein. Bei einem Spaziergang im Garten fragt er ihn um die Ursache seines Kummers, und ob er nichts thun könne, ihn zu mildern. Der Graf sah ihn starr an, und sagte endlich mit dumpfer Stimme: „Ich bin ein Narr.“ Auf weiteres Eindringen eröffnete er ihm, daß ihn ein stets wiederkehrender Traum plage. „Jede Nacht,“ sagte

er, „so wie ich einschlafe, wirft es mich im Bette umher, ohne daß ich eine Ursache anzugeben wüßte, woher dies kommt, und ich werde von peinlichen, ja selbst abscheulichen Traumbildern gequält, die ich durchaus nicht zu verscheuchen vermag. Es sind böse Träume: ich schwimme im Blut, und um dem Todesstreiche zu entgehen, flüchte ich zu dem Eis des Nordpols, und finde mich oft in St. Petersburg auf einem Rosenbette liegen, ohne daß deshalb meine Einbildungskraft minder gequält wäre. Wenn," fuhr der Graf mit gedämpfter Stimme fort, „diese furchtbaren Gesichte nur mich beträfen, so möchte es hingehen; allein sie umfassen das Heiligste, was es für mich auf der Welt giebt." — Wen denn? fragte der Prinz. — „Den König, die Königin, Ihre erlauchte Familie." — Und mich? — „Sie, gnädiger Herr, erscheinen mir auch, aber immer mit einem glänzenden Schein umgeben. Sie schwimmen, so wie ich, auf dem Blutstrom, aber wir sind von einander getrennt, und landen Jeder an einem andern, weit von einander entfernten Gestade." Er versicherte wiederholt, daß diese Träume jede Nacht wiederkehrten, und ihn um so mehr erschreckten, als die Sache auf einen Umstand seiner Jugend Bezug habe.

Seine Mutter nämlich war mildthätig, und versah die Armen ihrer Gegend persönlich mit ihren Bedürfnissen. Unter diesen war ein armer, finsterer, wortkarger Italiener, Namens Jacobi, der sich stets in der Ferne hielt, sich bei keinem ländlichen Fest und noch weniger bei Processionen oder in der Kirche sehen ließ. Der Anblick seiner ärmlichen Hütte flößte Ekel und Abscheu ein. Jedermann mied ihn und verweigerte ihm alle Dienste; denn seine Nachbaren glaubten allgemein, daß er ein Zauberer sei, der mit bösen Geistern umgehe, von ihnen und anderen Zauberern zuweilen besucht werde, jeden Sonnabend um Mitternacht auf den Hexensabbath reise, und gaben ihm jedes Ungewitter, jeden verwüstenden Hagel Schuld, konnten auch der Gräfin Mittleid gegen ihn nicht begreifen. Diese ließ sich jedoch nicht abhalten, ihm wohlzuthun, nöthigte mit Mühe ihre Dienerschaft, ihm, als er bettlägerig war, Nahrungsmittel zu bringen, und begab sich Abends selbst zu ihm. Einst wurde sie durch ein heftiges Gewitter daran gehindert. Gegen zehn Uhr Abends ging sie, durch ein unwiderstehliches Etwas getrieben, früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer. Hier überfiel sie neue

Unruhe, sie fühlte sich beängstigt, und glaubte, daß ein Gebet sie aufheitern würde, beugte daher ihre Kniee vor ihrem kleinen Altar, und wendete sich inbrünstig zu Gott. In diesem Augenblicke geschahen zwei Schläge an die äußere Thüre ihres Vorzimmers, die sie von ihrem Betpulte aus im Auge hatte; der Platz, wo sie betete, war völlig finster, zwei auf einem Armleuchter brennende Kerzen aber erhellten das Vorzimmer, so daß man den Eintretenden sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie erkannte an jener Art zu klopfen Niemand aus ihrer Umgebung; doch rief sie, furchtsam und fast unwillkürlich: „Herein!" Die Flügelthür ging auf, und herein trat Jacobi mit ganz veränderten, wilden und fürchterlichen Zügen. Er ging langsamen festen Schrittes durch das Zimmer, und blieb auf der Schwelle des Oratoriums stehen, als wenn er die Gräfin sähe. „Madame," hub er an, „meine Stunde ist gekommen; Sie werden mich nicht wiedersehen. Ihre Güte hat Ihnen ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben, so daß ich, ehe ich dahin gehe, wo ich für immer wohnen muß, gekommen bin, um Ihnen für Ihre Wohlthaten zu danken. Ich bin zwar ein armer Mann, aber es steht mir dennoch ein Mittel zu Gebot, mich für das, was Sie an mir gethan haben, erkenntlich zu bezeigen. Ihr Sohn (er nannte hier den Vornamen des jungen Grafen) wird bei Zeiten von dem Unglück benachrichtigt werden, das über Frankreich kommt, und wenn er klug ist, kann er sich retten noch ehe es ausbricht. Leben Sie wohl, Madame; der, der mich hierher geführt hat und unten auf der Treppe auf mich wartet, hat Eile, und somit bin ich Ihr Diener." — Jacobi verschwand, wie die Mutter des Grafen sagte; ein fürchterlicher Blitz und Donnerschlag brach in diesem Augenblick los, und die Gräfin fiel in eine Ohnmacht, aus der sie mit der Nachricht geweckt wurde, daß Jacobi's Hütte vom Blitz angezündet worden sei, und daß man den Leichnam des italienischen Hexenmeisters nicht mehr gefunden habe.

Der Prinz, der nicht leiden konnte, wenn man allzu leichtgläubig war, machte dem ernsten Erzähler Einwendungen, mußte aber einlenken, und sagte endlich: „Ich hoffe, daß Ihre Hypochondrie bald vorübergehen wird, und daß, wenn Sie jemals nach Rußland kommen sollten, dies nicht als ein flüchtiger Verbannter, sondern als Gesandter Sr. Majestät des regierenden Königs von Frankreich und Navarra sein wird."

So kam es wirklich, jedoch nicht, wie es der Prinz verstand: Modena fand während der Revolution ein Asyl in St. Petersburg, wo er diplomatische Aufträge vollzog, die Jener ihm ertheilte.

Die Mühle.

(Aus den Mémoires d'une femme de qualité.)

Ludwig XVIII., fühlend daß seine Kräfte mit jedem Tage sanken, konnte Niemand von seinem Hofe mehr sterben sehen, ohne eine traurige Rückanwendung auf sich selbst zu machen. Der Gedanke seines nahen Endes betrübte und erschütterte ihn; nichts desto weniger empfand er ein gewisses Vergnügen, davon zu reden. Der Tod des Hrn. v. Fontanes, der ungefähr in seinem Alter war, hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Unsere Unterhaltung war an diesem ganzen Abend traurig und düster. Ich kehrte von schwarzen Gedanken belagert nach meiner Wohnung zurück. Am folgenden Morgen hatte ich meine natürliche Munterkeit noch nicht wieder erlangt, als ich einen Besuch von einem meiner Freunde aus der Provinz, dem Obersten Le Crosnier, empfing. Er bemerkte meine Traurigkeit, und als er die Ursache davon erfuhr, sagte er: „Wenn der Gedanke an den Tod Sie schon in solchem Grade erschreckt, was würde es dann sein, wenn Sie wie ich den Tod in Person gesehen hätten?"

Wie, Oberst, Sie haben den Tod gesehen? —

„Ja, oder wenigstens einen der Bewohner seines Reichs, ein Gespenst, ein Phantom, einen Schatten — wie Sie es nennen wollen!"

Wissen Sie, daß Ihr Scherz nichts weniger als unterhaltend ist?

„Aber ich schwöre Ihnen, daß ich nicht scherze."

Sie haben also eine Erscheinung gehabt?

„Wie Sie sagen."

Sie erschrecken mich und reizen meine Neugierde.

„Ich bin bereit, Sie zu befriedigen," antwortete der Oberst.

Es ist heller Tag, versetzte ich, die Geister gehen zu dieser Stunde nicht um, erzählen Sie mir also Ihre Geschichte.

„Ich befand mich," sagte der Oberst, im Jahre 1792 im Lager von Verberie. Wir bivuakirten sehr unbequem. Glücklicherweise entdeckte ich auf dem Felde eine verlassene Mühle, in welcher ich mich mit einem Bedienten und einem Hauptmanne meines Regiments Namens Robert einrichtete. Wir legten uns alle drei im ersten Stock der Mühle zum Schlafen nieder. Meine zwei Gesellschafter schliefen bereits, und ich war im Begriffe dasselbe zu thun, als ich ein dumpfes Geräusch hörte, wie wenn man eine Fallthüre langsam und mit Anstrengung emporhebt; und wirklich befand sich auch eine solche Fallthüre in der Mitte des Fußbodens, welche zum Hinablassen der Mehlsäcke diente. Ich sehe hin und glaube durch die Dunkelheit etwas Weißes zu bemerken, das sich langsam erhebt und dann unbeweglich vor meinem Bette stehen bleibt. Ich glaubte einer meiner Kameraden wollte mich erschrecken; ich sprach — keine Antwort; ich sprach wieder — nämliches Schweigen. Ungeduldig geworden, drohe ich dem Phantom es anzugreifen, wer es sei. In der That ergreife ich meinen Degen und stürze darauf los; aber alles war verschwunden, und ich stoße mich heftig an der gegenüberstehenden Mauer. Robert, der aufgewacht war, fragte was all' dieser Lärmen zu bedeuten habe? Ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten, die weiße Gestalt war wieder sichtbar geworden; ich redetete sie auf's Neue an, und diesmal gab sie mir Antwort."

Sie antworte Ihnen? rief ich mit unwillkürlichem Entsetzen; und wie war ihre Stimme?

„Sie war sanft und halb erstickt. Sie sprach zu mir: Du magst wohl von mir gehört haben; ich heiße François, war Bäcker zu Paris, und wurde bei einem der ersten revolutionären Aufstände im Jahre 1788 von dem Volke ermordet. Diese Mühle war mein; man machte meiner Schwester das Eigenthum streitig; es fehlen ihr die Urkunden, um ihr Recht zu begründen. Sage Ihr, daß sich solche bei dem Notar von Verberie befinden. Sage Ihr auch, daß sie übel daran thue, ihren ältesten Sohn dem zweiten vorzuziehen; es wird ihr Unglück bringen, wenn sie fortfährt, eines ihrer Kinder so zu Gunsten des andern zurückzusetzen. — Dieses gesagt, verschwand die Erscheinung. Mein Kamerad hatte die Worte eben so genau vernommen wie ich. Am andern Morgen befanden wir uns an dem Thore der Mühle mit einigen unserer Kameraden und er-

zählten ihnen die Geschichte der vergangenen Nacht. Ein kleiner Wagen hält in unserer Nähe an; eine Frauensperson steigt aus, stößt einen Schrei aus und sinkt ohnmächtig vor meinen Füßen nieder. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, sagte sie mir, ich sei ihr verwichene Nacht im Traume erschienen, gerade so gekleidet, wie ich jetzt sei; ich hätte sie aufgefordert, zu mir nach der Mühle zu kommen, mit dem Versprechen, ihr anzugeben, wo sie die ihr fehlenden Papiere finden würde. Ich berichtete ihr meine Unterredung (entrevue) mit ihrem Bruder; sie bekannte, daß sie ungerecht gegen ihren zweiten Sohn sei, und beschloß, ihn besser zu behandeln. Wir gingen zusammen zu dem Notar von Verberie und fanden in seiner Schreibstube die Eigenthumsurkunde zu der Mühle."

Und Sie haben gesehen, was Sie mir da erzählen? fragte ich den Obersten.

„Ich schwöre es Ihnen," antwortete er; „die Sache ist übernatürlich, unglaublich, unmöglich, aber sie ist wahr." —

Marie Antoinette's Ahnung von ihrer Hinrichtung.

Mehrere Jahre vor der französischen Revolution ging Marie Antoinette von Oestreich, die Gemahlin Ludwig des XVI., an einem Morgen in dem Lustwäldchen des für sie erbauten und so lieblich ausgeschmückten kleinen Trianons spazieren. Da die Königin mit ihrer Gesellschaft den bekannten sich daselbst befindlichen schattigen Gang einschlug, der auf beiden Seiten mit hohen Wänden von Hagebuchen besetzt war, traf sie einen wohlgekleideten Mann an, der sich sogleich aus Ehrfurcht entfernte. Die Königin überfiel, bei Ansicht dieses Unbekannten, ein unwillkürliches Zittern und ein plötzlicher Schrecken. Die Damen, die sie umgaben, fragten sie um die Ursache einer so großen Erschütterung. „Was ich so eben fühlte," erwiderte die noch ganz bewegte Königin, „ist mir unerklärbar. Kaum hatte ich diesen Mann erblickt, der mir übrigens ganz unbekannt ist, so fühlte ich mich von einem heftigen Abscheu ergriffen, den ich mir auf keine Art erklären kann. Sie sehen daß ich noch ganz davon in zitternder Bewegung bin." —

Dieser Mann, den die Königin in der langen, hernach eingetretenen Revolution nur zu genau kennen lernte, war der berüchtigte Commandant Santerre, der bei der Verhaftung und Enthauptung des Königs Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, Marie Antoinette, eine so große Rolle spielte.

Inneres Schauen in Göthe's Familie.

(Nach der Mittheilung von Frau Bettina v. Arnim.)

Göthes Großvater war ein Träumender und Traumdeuter, es war ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaisers, voraus. Dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, als es eintraf. Heimlich vertraute er seiner Frau: ihm habe geträumt, daß einer der Schöffen ihm sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe. Darauf starb dieser am Schlag; seine Stelle wurde durch die goldene Kugel Göthes Großvater zu Theil. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in später Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt, das Licht in seiner Laterne war abgebrannt, ba, rief Göthes Großvater aus seinem Bette: gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja die Mühe bloß für mich. Kein Mensch hatte diese Worte beachtet, er selbst äußerte am anderen Morgen nichts und schien es vergessen zu haben. Seine älteste Tochter (Göthes Mutter) hatte sich's gemerkt und hatte einen festen Glauben daran, wie nun der Vater in's Rathhaus gegangen war, steckte sie sich, nach ihrer eigenen Aussage, in einen unmenschlichen Staat, und frisirte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand im Lehnsessel an's Fenster, Mutter und Schwester glaubten, sie seie närrisch, er aber versicherte ihnen, sie würde bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherren kommen würden, ihnen wegen dem Vater, der heute zum Syndicus erwählt werde, zu gratuliren; da nun die Schwestern sie noch wegen ihrer Leichtgläu-

bigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitz am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daher kommen; versteckt Euch, rief sie, dort kommt er und alle Rathsherren mit; keine wollte es glauben, bis eine nach der anderen den unfrisirten Kopf zum Fenster hinaussteckte und die feierliche Prozession daher kommen sah, liefen alle davon und ließen Göthes Mutter allein im Zimmer um sie zu empfangen.

Diese Traumgabe schien auf die eine Schwester fortgeerbt zu haben. Denn gleich nach des Vaters Tode, da man in Verlegenheit war, das Testament zu finden, träumte ihr, es sei zwischen zwei Brettchen im Pult des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden wären; man untersuchte den Pult und fand alles richtig. Göthes Mutter aber hatte das Talent nicht, sie meinte, es komme von ihrer heiteren, sorgenlosen Stimmung und ihrer großen Zuversicht zu allem Guten. Gerade dies mag wohl ihre prophetische Gabe gewesen sein, denn sie sagte selbst, daß sie in dieser Beziehung sich nie getäuscht habe.

Göthes Großmutter kam einst um Mitternacht in die Schlafstube der Töchter und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute. Am anderen Morgen erzählte sie, daß etwas im Zimmer gerasselt habe wie Papier, in der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstoßenden Studienzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bette lag, rauschte es näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier, endlich seufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie kalt anwehte, darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kurz darauf ließ sich ein Fremder melden, da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr darreichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod gefühlt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich zweimal tief aufgeseufzt und dann war er verschieden. Obschon nun Das, was auf dem Papiere geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was seine letzte Bitte gewesen. Göthes edler

Großvater nahm sich einer kleinen Waise jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eigenen Mitteln für sie an, die Göthes Großmutter mit manchem kleinen Ersparniß mehrte.

Seit diesem Augenblicke verschmähte Göthes Mutter keine Vorbedeutungen, noch Aehnliches, sie sagt: wenn man es auch nicht glaubt, so soll man es auch nicht leugnen oder gar verachten, das Herz werde durch dergleichen tief gerührt.

Ein Fall des Heraustretens aus sich selbst.

(Aus den „Blättern aus Prevorst.")

Ein würtembergischer Oberamtmann war ein großer Liebhaber von Büchern und hatte sich nach und nach, namentlich im juristischen Fache, eine bedeutende Bibliothek angelegt. Ein Sohn von ihm, der in Tübingen die Rechte studirt hatte, war nach Göttingen gegangen, theils um dort noch einige Vorlesungen zu benutzen, theils aber auch, und zwar vorzugsweise, um dort, wo die Bücherquellen so reichlich fließen, eine Dissertation zu schreiben. Er war schon weit in dieser seiner Arbeit vorgerückt, als er sich einer früher gelesenen Monographie erinnerte, von der er in seiner Dissertation Gebrauch machen zu müssen glaubte. Da er dieselbe auf der Göttinger Bibliothek nicht vorfand und sicher voraussetzte, daß er sie in der Bibliothek seines Vaters kennen gelernt habe, schrieb er diesem und bat ihn dringend, ihm dieselbe so bald als immer möglich zuzusenden, indem die ersehnte Vollendung seiner eigenen Schrift von der Einsicht jener Monographie allein noch abhänge. Der Vater suchte nicht blos in seinen Katalogen, sondern auch in den Fächern, wo sie ihrem Gegenstande nach hätte aufgestellt sein sollen, emsig darnach, aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, immer vergeblich. Davon setzte er den Sohn in Kenntniß und äußerte dabei die Vermuthung, er, der Sohn, müsse das verlangte Buch irgendwo anders, als bei ihm gesehen haben; er möge sich daher nur näher besinnen, wo er es allenfalls gefunden haben könne, er werde dann gerne da, wohin ihn sein Gedächtniß führen werde, weiter nachforschen. Einige Zeit darauf, nachdem dieser Brief

nach Göttingen abgegangen war, arbeitete der Vater in seiner Bibliothek. Er erhebt sich von seinem Sitze, um aus einem ihm im Rücken stehenden Repositorio ein Buch zu holen. Zu diesem sich hinwendend, erblickt er seinen Sohn vor einem anderen, im Begriffe, ein in beträchtlicher Höhe befindliches Buch, an das er schon die Hand gelegt hatte, herabzulangen. „Mein Sohn, wo kommst denn Du her?" ruft der überraschte Vater. Indem er näher zu ihm hintritt, verschwindet der Schemen des Sohnes urplötzlich. Sofort greift der besonnene Vater an die Stelle, an welcher er die Hand seines Sohnes gewahr worden war, und — das von dem Sohn so dringend verlangte Buch liegt in der seinigen. Er sendet es sofort nach Göttingen ab, allein im Wechsel mit dieser Sendung erhält er von seinem Sohne einen, von diesem an demselben Morgen desselben Tages geschriebenen Brief, in welchem er ihm, als Antwort auf seinen früheren Brief, genau die Stelle bezeichnet, an welcher er die Monographie zuverlässig finden werde. Es war dieselbe Stelle, die ihm schon der Schemen des Sohnes gezeigt hatte.

Beobachtungen über Todten-Vorschau.

(Von einem Arzte, dem Dr. St—k aus dem Brandenburgischen, dem Herausgeber der Blätter von Prevorst mitgetheilt.)

Erste Beobachtung.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben einer Seherin betreffen eine schlichte Bauersfrau, genannt Dorothea Schmidt, geb. Kaarmann aus Götz, einem Dorfe, welches 1½ Meile von Brandenburg, nach der Gegend von Potsdam zu, entfernt liegt. Diese Frau ist jetzt 55 Jahre alt und seit 30 Jahren in Whust, einem dicht bei Brandenburg gelegenen Dorfe verheirathet. Als achtzehnjähriges Mädchen ging sie einst von ihrem Geburtsorte Götz nach einem anderen Dorfe Feben, welches 2 Meilen näher an Potsdam liegt, um ihre dort wohnende Tante zu besuchen. Als sie Mittags 12 Uhr einen Wald durschreitet, welcher einen Hügel vor dem, im Thalgrunde an der Havel liegenden, Dorfe bedeckt und von mehreren Kreuzwegen

durchschnitten ist, sieht sie plötzlich, ohne daß sie vorher auf dem zu übersehenden Kreuzwege etwas bemerkt hätte, einen Reiter auf einem Schimmel heranreiten, beide jedoch ohne Kopf und zwar so, daß die bunte Pferdedecke den Theil des fehlenden Kopfes bedeckte. Vor Erstaunen bleibt sie stehen und sieht die Erscheinung ungefähr einen guten Schritt von ihr vorbeireiten, so daß sie Alles genau unterscheiden kann und an dem Anzuge des Reiters in ihm den Gutsherrn vom nahe liegenden Dorfe Kemnitz mit seinem Leibschimmel erkennt. Sie sieht der Erschei=nung auf dem Kreuzwege nach und will sogar das Pferdehufes Stampfen gehört haben; als aber der gespenstische Reiter zu einem zweiten Kreuzwege gekommen ist und sie immer weiter nachsehen will, ist derselbe spurlos verschwunden, obwohl der Weg noch weiter vollkommen zu übersehen war. Zweifelnd, ob dieser gespenstische Reiter eine Erscheinung außer ihr oder eine Gesichtstäuschung gewesen sei, kommt sie bei ihrer Tante an, welche sie jedoch nach der Erzählung der Vision auslacht und beruhigt. Sie selbst aber wurde seit dieser Zeit ernster und aufmerksamer auf sich, besonders da acht Tage nach dieser Er=scheinung der bis dahin ganz gesunde Gutsherr von Kemnitz ganz unvermuthet starb.

Von dieser ersten Vision an betrachtete die Frau Schmidt ihren Zustand genauer und fand, daß sie vor jedem Todesfall in ihrem Dorfe eine Todten=Vorschau hatte.

Bis zum 27. Lebensjahre sah sie auf diese Weise alle To=desfälle in Götz vorher, verschwieg jedoch dieselben, theils um den Leuten keinen Schrecken einzujagen, theils um dem inneren Drange und der inneren rathenden Stimme, ihre Gesichte zu verschweigen, zu genügen. Sie ward und wird noch jetzt in Krankheitsfällen zwar oft um den Ausgang befragt, allein sie lehnte jede Auskunft ab.

In ihrem 27. Jahre verheirathete sie sich mit einem Sohne ihrer Tante in Feben, mit ihrem jetzigen Manne, dem Bauer Schmidt, und zog nach dem Dorfe Whust bei Brandenburg, wo sie noch jetzt wohnt. Sie gebar drei Kinder, und außer öfterem Abortus ist sie in der ganzen Zeit ihrer Ehe bis vor einem Jahre nicht krank gewesen. Die öfteren Schwangerschaften übten keinen sistirenden Einfluß auf den divinatorischen Zustand aus, sondern je nach den eintretenden Todesfällen hatte sie, wie außer den Schwangerschaften, die Vorschau derselben. So er=

zählte mir ihr Mann ein merkwürdiges Beispiel aus ihrem eigenen Familienkreise, welches sie auf Befragen nicht in Abrede stellen konnte, sondern wiewohl mit Widerstreben, bekräftigen mußte. Ihre unverheirathete Schwester, die selbst nie Spuren des „zweiten Gesichts“ gezeigt hat, war so eben entbunden und bald darauf wieder schwanger geworden, worüber sie sich, der Mutter und deren Vorwürfe wegen, sehr ängstigte, was auf ihren schwachen Gesundheitszustand sehr bös einwirkte. So oft die Frau Schmidt von Whust nach Götz zum Besuch zu ihrer Mutter ging und dort ihre Schwester sah, überfiel sie, beim ersten Anblick ihrer Schwester, stets jene Angst, welche sonst dem zweiten Gesicht voranzugehen pflegte, auch sah sie beim ersten Anblick ihrer Schwester deren Gesicht jedesmal mit Todtenbläße überzogen und verzerrt. Einige Augenblicke darauf war zwar Alles vorüber, allein die Frau Schmidt folgerte daraus mit Gewißheit den baldigen Tod der Schwester und bat die Mutter, das, was sie mit derselben etwa noch zu besprechen hätte, ja bald abzumachen, da sie (die Schwester) bald sterben werde. Die Mutter achtete nicht darauf und glaubte nicht daran, weil die Tochter ganz wohl war. Einst befand sich die Frau Schmidt Mittags in einer Kammer in ihrem Wohnhause zu Whust, als plötzlich ihre Schwester in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu ihr hereintritt und vor ihr stehen bleibt. Ueberrascht fragt die Schmidt nach einigen Rufen der Verwunderung, wie sie so unvermuthet kommen und was sie begehre, indem sie nicht im Entferntesten an eine Erscheinung dachte, weil die Schwester ganz natürlich aussah, wie sie im Hause zu sein pflegte; als aber die Schwester stumm, ohne zu antworten, ja ohne die Lippen zu bewegen, starr vor ihr stehen blieb und nach einigen Augenblicken spurlos verschwunden war, ohne daß der in der Vorstube sitzende Ehemann Jemanden hätte durchgehen sehen, da war es ihr klar, daß ihre Schwester ihr erschienen und wahrscheinlich gestorben sei. Am anderen Tage erhielt die Schmidt die Nachricht, daß ihre Schwester, die, in der Mitte der Schwangerschaft, ganz wohl gewesen war, durch einen Fehltritt und einen Fall eine Mißgeburt erlitten habe, und unter großen Schmerzen und vielem Blutverlust sogleich gestorben sei. Die Mutter war nun außer sich, den Rath der Schmidt nicht befolgt zu haben.

Ein anderer merkwürdiger Fall trug sich ebenfalls in ihrer Familie vor mehreren Jahren zu. Sie erwachte nämlich einst

in der Nacht mit einer namenlosen Beängstigung, welche sie, wie gewöhnlich, von ihrem Bette auf und in's Freie trieb. Indem sie durch das vordere Zimmer gehen will, sieht sie an der einen Wand einen großen Sarg stehen mit einer Leiche, über welcher ein lichter Schein schwebt; um den Sarg standen viele Personen in Leichenkleidung, um den Todten zu sehen, wodurch ihr desselben Gesicht verhüllt blieb. Durch die geöffnete Zimmerthür sah sie die ganze Hausflur voller Menschen, die sich, neugierig herumdrängend, still durcheinander bewegten. Wenige Augenblicke darauf war Alles verschwunden und die Beängstigung vorüber; aber die Todten-Vorschau in ihrem eigenen Hause bekümmerte sie dergestalt, daß sie ganz trübsinnig ward und ihr Mann vergebens nach der Ursache forschte. Sie glaubte nämlich nichts gewisser, als daß ihr Dienstmädchen, welches gerade damals krank war, sterben würde, aber sie täuschte sich. Denn als nach einigen Tagen in einem mehrere Meilen entfernten Dorfe (Bornewitz) ein großes Feuer ausging, eilte ihr neunzehnjähriger Sohn in die Scheue, um für die angeschirrten Pferde einiges Stroh mitzunehmen; da dies jedoch sehr rasch gehen sollte und es finster war, so trat er in der Dunkelheit fehl und fiel durch das lockere Sparrenwerk auf die Tenne der Scheune hinab, wodurch er sich mehrere Rippen zerbrach und innerlich verletzt wurde. So wie der Unglückliche in's Zimmer getragen ward, schrie die Frau Schmidt auf, denn ihre Vorschau wurde ihr plötzlich klar. Aerztliche Hülfe blieb erfolglos und der Kranke starb einen Tag darauf. Der Sarg mit der Leiche konnte keinen anderen Platz erhalten (wegen Enge der Wohnung) als den, welchen die Schmidt gesehen hatte, und da die männliche und weibliche Dorfjugend zusammenströmte, um den Jüngling noch einmal im Sarge zu sehen, so traf auch dieser Theil der Todten-Vorschau pünktlich ein.

Bald darauf (vor einem Jahre) starben vier junge Menschen kurz hintereinander, was sie Alles mir, als dem Arzte, der ihr Verschwiegenheit zugesichert, vorhergesagt hatte. Sie wurde damals vier Nächte hintereinander von entsetzlicher Beängstigung gequält, die nur durch das Schauen der gespenstischen Leichenzüge auf der Gasse gestillt werden konnte.

Nicht gar lange darauf trug sich ein sonderbarer Fall zu, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin. Ich besuchte nämlich die Frau Schmidt zufällig, und befragte sie wegen ihrer Divi-

nationsgabe; sie erzählte mir darauf, daß in diesen Tagen wieder Jemand sterben müßte, denn sie habe in der vergangenen Nacht den Leichenzug gesehen, wie er auf den Kirchhof gezogen sei, nur habe der lichte Schein über die Leiche gefehlt und dieselbe sei ganz schwarz gewesen, was für den Todten von keiner guten Vorbedeutung sei. — Wenige Tage darauf ward des Morgens eine Schifferfrau in dem ganz verschlossenen Zimmer mit einer großen Halswunde nebst einem kleinem Strick um den Hals todt gefunden und die gerichtliche Untersuchung stellte nach langer und geraumer Prüfung der Thatsachen die Wahrscheinlichkeit eines Selbstmordes gegen die Annahme einer Mordthat hervor, was ich gegen den untersuchenden Richter gleich Anfangs aussprach, indem ich mich auf die symbolische Todten-Vorschau der Frau Schmidt stützte und den fehlenden Schein um die Leiche und deren schwarzes Aussehen als Symbole einer bösen That betrachtete.

Die letzte Todten-Vorschau des vorigen Jahres hatte die Frau Schmidt beim Tode ihres eigenen achtzehnjährigen Sohnes, der viele Monate an Fieber, Milz- und Leberverhärtung und an allgemeiner Bauchwassersucht krank gelegen hatte. Alle Mittel waren fruchtlos geblieben und ich erwartete den baldigen Tod des Kranken, den die Mutter aber stets nicht zugeben wollte. Nach dreimaliger Punktion waren die Kräfte des Kranken jedoch so gesunken, daß die Auflösung desselben bald zu erwarten stand. Da endlich trat auf die gewöhnliche Weise, eine Nacht vor dem Tode des Sohnes, die Beängstigung bei der Mutter ein; sie zwang sich jedoch in der Kammer zu bleiben, um nicht den Leichenzug des eigenen Sohnes zu sehen. Am folgenden Tage schien der Kranke besser zu sein, gegen Mittag jedoch kam die Mutter zum Mann nach der Scheue und sagte ihm, daß um den Kopf des Sohnes ein heller Glanz schwebe, was ein sicheres Zeichen von seinem nahen Tode sei. Der Mann wollte dies nicht glauben, da sich der Kranke gerade an jenem Tage wohler gefühlt hatte. Nach zwei Stunden jedoch war der Kranke sanft eingeschlummert, indem, nach Aussage der Mutter, der lichte Glanz um den Kopf des Kranken fortwährend zugenommen hatte.

Die Vorschau selbst geschieht in der Regel in der Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr, auch zwischen zwölf und ein Uhr. Die Frau erwacht mit einer unbeschreiblichen Beängstigung in der Magen- und Herzgrubengegend, welche sie unwillkürlich

in's Freie treibt, wo sie dann sogleich den Leichenzug sieht, mit dessen Schauen sich die Beängstigung verliert und sie sich wieder ruhig in's Bett legen kann. Früher, als sie noch im Dorfe selbst wohnte und die ganze Reihe von Gebäuden übersehen konnte, da wußte sie auch stets, in welchem Hause Jemand sterben würde, weil sie den Leichenzug stets aus der Thüre herauskommen sah; jetzt wo sie am Ausgange des Dorfes wohnt und nur zwei bis drei Nachbarhäuser übersehen kann, aber die Kirche und den Kirchhof vor sich hat, sieht sie blos den Leichenzug auf den Kirchhof ziehen und weiß bloß im Allgemeinen, ob eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts oder ein Kind sterben werde, weil, ist Letzteres der Fall, gewöhnlich eine männliche Gestalt einen kleinen mit einem hellen Schein umgebenen Sarg unter dem Arm trägt. Stirbt hingegen ein Mann oder eine Frau, so erkennt sie dies an der männlichen oder weiblichen Begleitung der Leiche. Wenn die Frau Schmidt, wie sie dieses früher öfters versucht hat, ehe sie von der Existenz der Vorschau überzeugt war, auf den gespenstischen Leichenzug zuging, weil sie glaubte, daß es ein wirklicher Leichenzug sei, so wuchs die Angst in ihr und sie ward durch eine innnere Gewalt gezwungen, dem Zuge auszuweichen; war indessen zufällig Jemand zugegen, der natürlich diese Vision nicht sah, so wich der Zug aus. Dieß hat sich öfters zugetragen, indem der Nachtwächter gerade das Dorf entlang ging, wobei die Frau sah, wie der Leichenzug schon von weitem demselben auswich. Selbst mit ihrem Manne trug es sich einst zu, als sie noch im Dorfe selbst wohnten. Sie ward nämlich in einer Nacht von ihrer Beängstigung hinausgetrieben; ihr Mann folgte ihr und fand seine Frau vor der Hausthüre starr nach dem gegenüberstehenden Hause, in welchem der Bauer Kuhlmey wohnte, hinübersehend; sie fragte ihn, ob er nichts sehe, und als er es verneinte und auf den bezeichneten Ort zuging, schwieg sie zwar, erzählte aber nachher, daß die Hausthüre des Kuhlmey weit geöffnet gewesen und aus dem Hause ein Leichenzug mit vieler Begleitung von bekannten Gesichtern herangekommen sei, unter denen auch das ihres eigenen Mannes gewesen sei, der doch in demselben Augenblicke neben ihr gestanden habe. Der Leichenzug sei aber ganz zurückgewichen, als er (der Mann) auf die bezeichnete Hausthüre zugegangen sei. Der Bauer Kuhlmey befand sich damals noch ganz wohl, starb aber acht Tage darauf ganz plötzlich am Schlagfluß, und der Bauer

Schmidt befand sich wirklich nebst allen den geschauten Gesichtern unter den Leidtragenden des Leichenzuges.

Zweite Beobachtung.

Unter den anderen mir bekannt gewordenen Fällen von dem Vermögen der Todten-Vorschau erwähne ich noch eines Knechtes in dem Dorfe Mesenberg im Magdeburgischen, welcher dieselbe Gabe der Todten-Vorschau in derselben Art, wie die Frau Schmidt in Whust, besaß. Auch er sah die Leichenzüge nach dem Kirchhofe ziehen. Einst kam er nachdenklich zum Prediger Münnich und erzählte ihm, daß er eine Todten-Vorschau gehabt habe, die er nicht zu deuten im Stande sei. Er habe zwar einen Leichenzug gesehen, derselbe sei aber einen ganz entgegengesetzten Weg zum Kirchhof gegangen, als bisher; auch sei ihm von dem Zuge selbst Manches anders und eigenthümlich vorgekommen. Nach wenigen Tagen trat ein heftiger Regen ein, die Wasser schwollen an und als der Knecht mit den Pferden zur Schwemme geritten war, ward er vom Strome mit fortgerissen und ertrank. Sein Leichnam ward aufgefunden und in ein vom Dorfe entferntes einzeln stehendes Haus gebracht, von welchem er denn auch von demselben entgegengesetzten Wege, den er in seiner Vision gesehen hatte, zum Kirchhof getragen wurde. —

Dritte Beobachtung.

Im Dorfe Uellnitz bei Magdeburg lebte vor nicht gar langer Zeit ein Todtengräber, der bei jedem Leichenbegängnisse durch eine symbolische Vorschau erfuhr, wer der nächste Todte sein werde. Wenn ihn die Leute darnach fragten, so ließ er sie ohne Antwort und behauptete, er dürfe dies nicht sagen, eine innere Stimme verbiete es ihm. (Gerade so wie bei der Frau Schmidt in Whust.) Einmal jedoch fragte ihn die Frau des damaligen Richters Pflugmacher, eine sehr christliche alte biedere Frau, die im Allgemeinen sehr hochgeachtet wurde wegen ihres christlichen Sinnes und frommen Wandels, und in deren Hause der Prediger (Zimmermann) gewöhnlich abstieg, — diese fragte jenen Todtengräber einst, als er gerade auf dem Hofe arbeitete, wer zuerst sterben werde? Er weigert sich, es zu sagen. Auf die feste Versicherung aber, es Anderen zu verschweigen, bis die Be-

kanntmachung nichts schade, und auf ihre bekannte Redlichkeit sich verlassend, spricht er, er wisse es diesmal nicht, denn es seien, als bei dem letzten Leichenbegängnisse der Sarg von der Bahre gehoben sei, eine alte Frau und ein Soldat, die er beide mit Namen nannte, gekommen und hätten sich um die Bahre gestritten, bis endlich die Frau die Oberhand gewonnen und sich darauf gesetzt habe. Der Soldat stand in Magdeburg und war sogenannter Dienstthuer, er wurde dort krank und in's Lazareth gebracht. Sein Vater in Uellnitz erhielt der besseren Verpflegung wegen die Erlaubniß, ihn in sein Haus nehmen zu können. So kam er nach Uellnitz, wo er starb, nachdem jene Frau eine Stunde früher gestorben war. —

Auch folgende Geschichte ist nicht uninteressant: Der Sohn des Senators Jahn ward im Frühjahre krank, erholte sich aber nach einigen Wochen wieder und begegnete dem Todtengräber auf der Straße, zu dessen großer Verwunderung. „Hm, hm," sprach derselbe, „daß er wieder gesund geworden ist, kann ich nicht begreifen; sollte ich denn nicht recht gesehen haben?" Diese Worte hörten einige Leute. Im Spätherbste aber ward der Knabe von Neuem krank und starb, ohne daß in der Zwischenzeit Jemand auf dem Kirchhofe begraben worden wäre. —

Der oben erwähnte Prediger Zimmermann sah bei Leichenbegängnissen jenen Todtengräber öfters auf dem Kirchhofe an einem etwas entlegenen Orte, wo er nicht leicht bemerkt werden konnte, etwa hinter einem Gebüsch oder hinter der Kirche, wo er dann blos mit dem Kopfe hervorsah und die Augen nach der Bahre hinrichtete, auf welche er, in seinem „zweiten Gesicht" jedesmal, wenn der Sarg abgehoben war, die Gestalt desjenigen hinaufspringen oder sich setzen sah, der zunächst sterben würde. Auch konnte derselbe an der Art, wie die geschaute Gestalt sich auf die Bahre niederließ, sehen, ob der Tod bald oder spät erfolgen werde. —

An diese Beobachtungen reith sich folgender Fall von einer „Vorschau des Todes" an, welcher auch zur Klasse des „zweiten Gesichts" gehört und einem zu wenig bekannten Buche entnommen ist.*)

---

*) Dr. Ludwig von Voß, Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. Berlin 1826. S. 173.

Ein Freund des Verfassers (v. Voß), B. v. N. zu J., der im Jahre 1813 im Beruf der Menschenliebe am Hospitalfieber in Litthauen starb, hatte, als er noch in Militärdiensten war, einen Bedienten, der die Eigenschaft besaß, das Sterben eines Menschen vorhersagen zu können.

Es erschien demselben nämlich alsdann eine dunkle Gestalt, welche solche dem Tode geweihte Personen überall hin, Unheil und Verderben bringend, begleitete. Er sah, wie dieses unheimliche Geisterwesen oft die grausigen Hände auf Kopf und Rücken seines Opfers legte, mit dem Bestreben, es dem Untergange entgegenzuführen und ihm alle Lebenskraft zu entziehen.

Sehr oft theilte der Bediente sein schreckliches Vorwissen vom nahen Tode, der Bekannten sowohl als anderer Personen, seinem Herrn mit. Dabei war derselbe ein ganz gesunder, kräftiger Mann, von etwa dreißig Jahren, treu, wahr und fromm. Ihm grausete selber vor der geistigen Gabe, die die Natur ihm verliehen.

Folgende zwei Vorfälle scheinen diese Zustände besonders zu charakterisiren: In einem kleinen polnischen Städtchen sagte dieser Bediente auf einmal mit ängstlicher Stimme auf der Straße zu seinem Herrn, hinter welchem er ritt: „Betrachten Sie doch dort vor uns rechts auf dem Gipfel des Hauses den Dachdecker; der Tod ist um ihn und sucht ihn zum Sturze zu bringen; schon hat er die Hand auf ihn gelegt; gewiß stirbt der Mann bald.“ — Und kaum sind sie etwa zweihundert Schritte weiter geritten, so stürzt der Dachdecker todt auf die Straße hinab! —

Ein ander Mal, auf einer kleinen Reise, erschien das sonst ruhige Pferd des Herrn von N. sehr geängstigt und voller Schweiß. Dieser Zustand vermehrte sich, je näher es einem kleinen sumpfigen Flusse kam, dessen Fuhrt durchritten werden mußte. Nun wollte das Pferd durchaus nicht weiter fort. N. spornt heftig das sonst muthige Thier, und nur nach starker Anspannung erhebt es sich endlich mit voller Kraft, springt wie von Schauder erfüllt in den Fluß und jagt, als wäre es von Todesängsten getrieben hindurch und davon . . . . Da spricht dann der Bediente: „Gott sei gedankt, daß wir hinüber sind. Ich sah, wie die schwarze Gestalt sie begleitete und die Hand auf dem Kreuz des Pferdes liegen hatte, es in Angst zu versetzen und kraftlos zu machen, und dadurch zu bewirken, daß Sie

mit demselben im Morast stecken bleiben und umkommen möchten. Verhindern konnte ich es nicht. Ich habe nur für Sie beten können. Doch wurden Sie nur durch die gewaltsame Anstrengung ihres Pferdes gerettet. Denn im nämlichen Augenblicke ließ die schwarze Gestalt von Ihnen ab und ging nicht mit über das Wasser." —

Erscheinungen Sterbender.

(Aus der Denkschrift vom Wiederkennen, Wiedersehen und Erscheinen der Unsrigen nach dem Tode, von Dr. Joh. Fr. Teller.

Ein Gelehrter und ein Mann von vielen Kenntnissen und Einsichten — erzählte folgende Geschichte: „Ich und ein akademischer Freund G* aus R** gingen in Leipzig von einander, und er ging in seine Vaterstadt zurück. Wir verabredeten mit einander, daß wenn es möglich wäre, so sollte der, der eher sterben werde, dem Anderen seinen Tod zu wissen thun. Nach Verlauf einiger Jahre that sich, während einer Lection, die ich meinen Schülern in S* gab, die Thüre des Auditoriums auf. Ich sage einem Schüler, er solle die Thüre zumachen. Kaum hat er sie zugemacht, so thut sie sich wieder auf. Ich ganz unwillig, gehe vom Katheder herunter, um sie selbst zuzumachen. Da erblicke ich denn vor derselben die ganze Gestalt meines ehemaligen akademischen Freundes, und sogleich fällt mir, in Rücksicht unserer ehemaligen Verabredung, dabei ein: Ist der etwa gestorben? Nach einigen Wochen erhalte ich einen Brief aus R** mit der Nachricht, daß an demselben Tage mein Freund gestorben sei, und noch vor seinem Absterben befohlen habe, man solle mir sogleich Nachricht von seinem Tode geben." — Eine andere ähnliche Geschichten erzählte mir und vielen Anderen ein alter ernster und streitbarer Krieger. „Ich wohnte, sagte er, einem Feldzuge in Polen bei, wo ich von meinem Vater etliche 50 Meilen entfernt war. Einst da ich mich kaum zu Bette gelegt, sah ich bei meinem Bette, bei welchem auf einem Tische mein Nachtlicht stand, einen Mann, ganz wie mein Vater gestaltet. Indem ich fragte: Werda? und nach ihm griff, so ergriff er mit seinen eiskalten

Händen die meinigen, und drückte sie so fest, wie sich zwei Freunde drücken, die von einander zärtlich Abschied nehmen. Ich sah nach der Uhr, und schrieb mir den Tag und die Stunde in meine Schreibtafel. Diese Erscheinung ging mir auf dem Fuße nach, und immer fiel mir dabei ein: Ist etwa Dein alter Vater gestorben? Wem ich sie erzählte, der lachte, bis ich nach drei Wochen Nachricht erhielt, daß in derselben Nacht mein Vater mit Tode abgegangen sei." — Noch eine dritte Geschichte ist folgende, die der Hofrath Hellfeld in Jena, den ich daselbst besuchte, bei der Tafel, im Beisein vieler dortigen Professoren, mit folgenden Worten erzählt: „Es wurde bei unserer Fakultät wegen eines Cavalleristen, der einer Mordthat wegen in Untersuchung war, ein drittes Urtheil eingeholt. Nachdem ihm schon zwei Urtheile das Schwert zuerkannt hatten. Nachdem ich die Acten sorgfältig durchgelesen, und, wie ich zu thun pflegte, mein Gebet verrichtet hatte, daß mir Gott den Geist des Raths dazu verleihen wolle (das sagte der große Mann mit einer andächtigen Miene), und im Begriff war, das Urtheil der vorigen beiden beifällig abzufassen, es war gegen 11 Uhr des Abends: so schlug etwas wie eine Spitzgerte an mein Fenster, indem ich glaubte nicht recht gehort zu haben, wiederholte es diesen Schlag. Ich stand vom Tische auf und weckte meinen Famulus, er solle bei mir bleiben, weil mir nicht wohl wäre. Mit diesem unterhielt ich mich, und schenkte ihm etliche Gläser Wein ein. Bei dem dritten Glase schlug es wieder so, wie vorher, an das Fenster. Ich: Haben Sie was gehört? — Er: Ja, es war, als ob etwas an das Fenster schlüge. — Ich: Es war vielleicht eine Fledermaus. Wie kam's Ihnen vor? — Er: Wie mit einer Spitzgerte. — Geirrt, dachte ich, hast du dich also nicht. Und hiermit bot ich ihm eine gute Nacht. Durch alle diese Umstände aufmerksam gemacht, der Cavalleriste — die Spitzgerte — ich im Begriff ihm das Leben abzusprechen, — verschob ich die Abfassung des Urtheils bis auf den folgenden Abend, wo ich die Acten nochmals auf das sorgfältigste durchlas, und in der Meinung, der Mensch ist doch wohl unschuldig. Jetzt entdeckte ich unter den verwickelten Umständen einen einzigen, wo es sodann, nach der eidlichen Abhörung eines Fleischerknechtes, bei Zuchthausstrafe bis zu weiterer Darthuung seiner Unschuld verblieb. Beinahe ein Jahr darauf bekannte eben dieser Fleischer-

knecht, der Diebstahls wegen in Untersuchung gekommen war, daß er diese Mordthat, welcher der Cavallerist beschuldigt worden war, begangen habe."

Der Wisperer.

(Aus einer englischen hippologischen Zeitschrift.)

Im Marstall Lords Doneraile, Vater des jetzigen gleichnamigen Viscounts in der irländischen Grafschaft Cork, diente vor einer Reihe von Jahren ein seinem ganzen Wesen und Aussehen nach gar seltsames, ja schnurriges Männchen, Namens Con Sullivan, welches in der ganzen Gegend weit und breit umher nur unter dem Namen „der Wisperer" bekannt war, und von Vielen, ja wie es scheint, sogar von dem Seelsorger des Ortes, wo er sich gewöhnlich aufhielt, mit scheuen Blicken angesehen, und eines nicht zu bezweifelnden Bündnisses mit dem Schwarzen geziehen wurde. Con stammte, wie er sich öfter wohlgefällig rühmte, aus einer uralten Jockey-Familie in der Grafschaft Limerick, deren Ursprung bis in die Zeiten der Geraldine hinaufreichte, und scheint sein Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der gefürchtesten Wildfänge, die von den erfahrensten Bereitern als durchaus unbezähmbar aufgegeben worden waren, als ein Erbstück überkommen zu haben.

Sein Probestück legte er schon in früher Jugend durch die augenblickliche Kirrung eines dem Lord Doneraile gehörigen störrigen Gaules, Namens Wildfire ab, den kein Hufschmied in der ganzen Gegend zu beschlagen sich getraute, der aber durch Con ihm in Beisein des erstaunten Lords und einer Menge von Umstehenden in's Ohr geraunte Zauberworte bezwungen, augenblicklich so kirr und lenksam wie ein Damenponny wurde.

Drei seiner wundersamsten Dressuren oder Curen, wie der Erzähler sie nennt, möchten, wie derselbe hinzufügt, eine Münchhausen'sche Fabel zu sein scheinen, wenn sie nicht durch die einstimmige Aussage und Betheurung vieler noch lebenden Augenzeugen als vollkommen wahr beglaubigt wären.

Er vermied sorgfältigst jede heftige Bewegung und Ge-

berde, wenn er sich einem Thiere, auf das er wirken sollte, näherte, und verließ sich einzig und allein auf irgend eine nur ihm bekannte noch bis zur heutigen Stunde unausgemittelte Verbindung von Lauten. Der Angabe eines seiner beiden Söhne zufolge, welcher Hundevogt des jetzigen Lord Doneraile ist, trat er gewöhnlich mit rückwärts gekreuzten Händen von hinten her an's Thier, und die Wirkung, die er auf dasselbe ausübte, es mochte so unbändig und widerspänstig, oder sagen wir lieber so kollerig wie immer sein, war so augenblicklich und magisch, und brachte einen so unauslöschlichen Eindruck hervor, daß das Thier wie umgewandelt erschien. In den meisten Fällen hätten Monate der strengsten kunst- und schulmäßigen Dressur das nicht bewirken können, was Con im Punkte der Lenk- und Folgsamkeit im Nu zuwege brachte. Zeit und Ort waren ihm ganz gleichgültig, und seine Wirkungen so dauernd als sein System unfehlbar war.

Con, der kein Wettrennen im ganzen Lande versäumte, wurde einst zu dem seiner Zeit berühmten Rennpferde, König Pipin, geholt, welches binnen wenigen Stunden bei dem großen Mallow-Rennen figuriren sollte, und auf welchem bedeutende Wetten standen, das aber gerade in einen seiner periodischen Kollerzustände gerathen, in welchen es durchaus unnahbar war, ja dem Gerüchte zufolge schon früher zwei Jockey's erschlagen haben sollte. Dem Junker, sagte Con mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, wollen wir gleich den Kopf zurecht setzen. Wie gesagt, so gethan. Nachdem er ihm einige seltsame Laute in's Ohr geraunt hatte, wurde das Thier wie vom Donner gerührt; auf sein Geheiß kniete es nieder; Con streckte sich auf dasselbe ganz gemächlich der Länge nach aus, schlug Feuer, zündete seine Pfeife an, und that einige tüchtige Züge, dann stand er auf, sattelte es, und ging nach der Rennbahn, wohin ihm das Pferd so fromm und willig wie das beste dressirte Windspiel folgte. Es lief hierauf so rüstig, als wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und gewann!

Bei einer anderen Production, die durch eine Wette eines Landjunkers aus der Grafschaft Tipperary veranlaßt wurde, der 100 Guineen gegen 500 von Lord Doneraile setzte, daß der Wisperer mit einem ihm gehörigen Satan von Gaul, wie er sagte, der seiner Bösartigkeit halber berüchtigt war, nichts ausrichten werde, brachte Con nach wenigen Augenblicken das Un-

thier dahin, daß er ungescheut einen kleinen Handspiegel an eines seiner Vorderbeine befestigen, und sich sodann, quer über das Thier gelegt, welches von einem kalten Schweiße triefte, und dann und wann schauerte, sich aber doch nicht rührte, ungehindert den Bart abnehmen konnte. Die Wette hatte eine große Zuschauermenge herbeigezogen, und sämmtliche Fenster des Schlosses waren mit Damen besetzt, die in den allgemeinen Jubel mit einstimmten und ihren Beifall durch Schwenken von Tüchern und andere lebhafte Bewegungen zu erkennen gaben. Der Lord schlug die Annahme des Gewinnstes aus, weil, wie er als ein ächter Gentleman äußerte, der Erfolg für jeden, der Sullivans Leistungen kenne, zum voraus nur zu untrüglich gewesen sei.

Ein als unverbesserlich störrig aufgegebenes Trainpferd, das er einst um einige Schillinge erstand, konnte er noch an demselben Tage um viel mehr Pfunde verkaufen, und auf der Straße zwischen Mallow und Cork, die es seitdem als Karrengaul öfters befuhr, war nie ein lenksameres gesehen worden.

Der Seelsorger, dem das Treiben des Wisperers stets höchlich mißfallen, ja als eine Art von Teufelsspuk vorgekommen war, hatte ihn schon öfter zur Rede gesetzt und ernstlich ermahnt, denselben fahren zu lassen, oder wenn, wie er behaupte, nichts Unheimliches dahinter sei, ihm sein Mittel unterm Beichtsiegel zu entdecken; als seine Ermahnungen erfolglos geblieben waren, hatte er ihn öffentlich von der Kanzel herab als Schwarzkünstler bezeichnet, so daß er zumal von dem weiblichen Theile der Gemeinde sichtlich gemieden wurde. Con, dem vorzüglich der letztere Umstand sehr unbequem fiel, verließ für eine Weile die Gegend, kehrte jedoch, von einer unbezwinglichen Anhänglichkeit für den, wie er sagte, mit ihm aufgewachsenen Marstall Lord Doneraile's getrieben, wieder zurück, und trieb, ohne sich um die über ihn verhängte Art von Kirchenbann viel zu kümmern, nach wie vor, jedoch so viel wie möglich insgeheim, sein Wesen. Bald darauf begegnete er dem Geistlichen, welcher zu Pferde war, auf einem Wege, wo er ihm nicht unbemerkt entschlüpfen konnte. „Nun!" rief ihm P. James mit finsterer Miene zu, „sehe ich einen anderen Menschen vor mir, oder bist Du zurückgekommen, um Dein Hexenspiel von neuem zu beginnen?" Nach einigem Hin- und Herreden stellte ihm der Geistliche kategorisch die Wahl zwischen feierlicher Verzichtleistung,

die bis zum nächsten Sonntag erfolgen müßte, oder förmlichen Kirchenbann. Con stellte sich wie höchlich entsetzt darüber: „Was wird mein Weib sagen, wenn ich mich gegen die Klerisei auflehne. Nun gut, ich will Ew. Ehrwürden in das Geheimniß einweihen, und ich wette, wenn Sie es einmal kennen, so werden Sie selber sagen, daß selbst ein Bischof, mit der Inful angethan, wispern und dann gleich darauf ein Hochamt halten dürfe, so ein gar schuld- und harmloses Thun ist es. Um Ew. Ehrwürden nun gleich die Sache klar zu machen, will ich mit Paddheree da (des Priesters Klepper) ein Wörtlein sprechen." Er legte nun seinen Mund an dessen Ohr und brachte das Gegentheil seines gewöhnlichen Wispern zuwege, um zu zeigen, daß er nicht bloß den bösen Pferdehumor bannen, sondern auch heraufbeschwören könne. Paddheree hatte kaum das magische Gewisper des losen Schalks vernommen, als er sich widerspenstiger als der störrigste Maulthierhengst geberdete, und alle Tücken urplötzlich in ihn gefahren zu sein schienen.

Con hatte sich einige Schritte entfernt, und weidete sich an dem Treiben des tollgewordenen Kleppers und der Pein des armen Paters. Denn wollte derselbe absteigen, so schnappte Paddheree nach seinen Beinen oder drehte sich im Kreise herum, und trieb er ihn an, so bäumte er sich himmelhoch und drohte, ihn abzuwerfen. Endlich mußte die Reverenz sich auf's Bitten legen und nun schrieb der Schalk die Bedingungen des künftigen Burgfriedens vor, welche in völlig unbehelligter Ausübung seines, wie er sich ächt jockeymäßig ausdrückte, „kleinen Janus" bestanden.

Ein Klopfgeist und Wiedererscheinen einer verstorbenen Ehefrau.

(Von deren Ehemanne den Blättern von Prevorst mitgetheilt.)

1.

Im Jahre 1817 miethete in A. bei H. einer meiner Freunde ein Haus, dessen Eigenthümer nicht lange zuvor

Wittwer geworden und ausgezogen war. — Mein Freund bezog nun mit seiner Familie die untere Etage des Hauses, seine Schwiegermutter aber die eine Hälfte der oberen; die andere Hälfte wurde schon früher von einer anderen Wittwe bewohnt. Die Schwiegermutter, die oben allein schlief und sehr zeitig zu Bette ging, erwachte nun gegen ihre Gewohnheit alle Nächte um zwölf Uhr, und es war ihr immer so, als habe sie Jemand gerufen und geweckt; mehrere Male wurde ihr auch sogar das Kopfkissen herunter gezogen. Da es ihr bei diesen Vorfällen in ihrer nächtlichen Einsamkeit sehr unheimlich wurde, so verlangte sie, daß künftig ein Dienstmädchen bei ihr im Zimmer schlafen solle. Nun traf es sich gerade, daß diese Familie ein so eben vom Lande gekommenes Mädchen in den Dienst nahm und dieses mußte nunmehr der Schwiegermutter Gesellschaft leisten. Das allnächtlich plötzliche Erwachen Letzterer dauerte aber fort.

Nach Verlauf von acht Tagen kündigte dieses Mädchen der Familie den Dienst auf, mit dem Bemerken, sie könne nicht länger in diesem Hause bleiben. Da man mit ihr zufrieden war und sie nicht gerne schon wieder verlieren wollte, so fragte man sie, was sie denn zu diesem Entschluß veranlaßt habe: und nach langem Zureden gestand sie endlich, sie möge darum nicht bleiben, weil es hier im Hause spuke. Durch weitere Nachfrage erzählte sie nun auch, daß alle Nächte eine Frau vom Boden herunter in das Schlafzimmer der Schwiegermutter komme, zu deren Bett gehe und hineinsehe (dies war der Moment, wenn Letztere erwache), dann sich an den Tisch setze, den Kopf traurig auf die Hand stütze, so beinahe eine halbe Stunde verweile und dann schnell wieder hinausgehe. Nun mußte sie auch noch das Aussehen der angeblichen Gestalt beschreiben, und aus ihrer Erzählung erkannte man deutlich, daß es die verstorbene Frau des Hausbesitzers sei. Mein Freund und seine Familie hatte sie sehr gut und zwar als geizig gekannt, aber das Dienstmädchen wußte zuvor nichts von ihr, und konnte nur erzählen was sie sah.

Nach diesem Bericht wollte die Schwiegermutter nicht mehr oben wohnen und schlafen. Man räumte ihr unten ein Zimmer ein; das Mädchen blieb noch einige Zeit im Hause und die obere Wohnung leer. Abends ging nun Niemand mehr hinauf. Zuweilen hörte man oben Gepolter und Gehen,

und die Leute meines Freundes wollten auch öfters selbst in den Hofgebäuden Gestalten gesehen haben.

Nach Verlauf von einem Jahre kaufte sich mein Freund ein eigenes Haus, bezog es mit seiner Familie, und nun blieb dieses unbewohnt bis auf die halbe obere Etage, deren Bewohnerin eine Predigerswittwe war.

Da ich im Juli des Jahres 1819 eine beabsichtigte Reise nach Rußland anzutreten gedachte, so kündigte ich bis zu diesem Termin meinem Hauswirthe die Wohnung auf und Letzterer vermiethete sie nun unterdessen schon an eine andere Familie. Mit den von mir übernommenen Arbeiten wurde ich jedoch nicht bis zur bestimmten Zeit fertig, und war deshalb genöthigt, mich in A. noch einen Monat länger aufzuhalten; aber meine bisherige Wohnung mußte ich schon im Juli verlassen, und war in nicht geringer Verlegenheit, wo ich auf so kurze Zeit eine andere für mich passende finden sollte. Da fiel mir jenes leer stehende Haus ein.

Da wir keine Bedenklichkeit hatten, weder meine Kinder noch die Magd etwas von jener Spukgeschichte wußten, und auch die Nothwendigkeit es gebot, so miethete ich auf einen Monat dieses Haus.

In der Mitte des Gebäudes war von der Vorder- bis zur Hinterthür ein schmaler Hausflur, an deren beiden Seiten Treppen in die obere, in zwei Wohnungen abgetheilte Etage führten; nach der Straße waren rechts und links zwei Zimmer und nach dem Hofe zu Schlafstube und Küche.

Am anderen Tage — ich war so eben ausgegangen — wetzte um eilf Uhr Vormittags unsere Magd an der ziemlich hohen und nach oben in die leere Wohnung führenden Treppe unsere Tischmesser; da hörte sie Jemand mit sehr vernehmlichen Tritten diese Treppe herunter kommen und dicht an ihr vorbei gehen. Da sie dies auf das Bestimmteste hörte, auch gern wissen wollte, wer es sei, und dennoch Niemand sah, so überfiel sie ein so unheimliches Grauen, daß sie höchst alterirt sogleich zu meiner Frau eilte und ihr ihren Schreck erzählte. Meine Frau suchte, wenn gleich vergeblich, ihr dies auszureden; aber es war nun einmal doch die erste Erfahrung solcher Art, die sich ganz in ihrer Nähe zutrug. Mir, wie unseren Kindern, erzählte sie aber damals noch kein Wort davon und gebot auch der Magd zu schweigen, denn sie

wollte mir nicht gestehen, daß mein Glaube doch wohl seine Richtigkeit haben könne.

Zwei Tage später erwachte meine Frau schon gegen fünf Uhr des Morgens durch ein Geräusch und hörte auf der Treppe der Pastorin Jemand schnell herunter und an unserem Schlafzimmer (dessen Thüre ein wenig offen stand) vorbeigehen, die Hinterthür aufschließen, aufriegeln, öffnen und wieder hinter sich zuschlagen. Meine Frau war völlig überzeugt, daß es die Magd der damals kranken Wittwe war, die in den Hof gegangen sei; und obwohl es ihr auffiel, daß dies so früh geschah, so war es ihr, da sie zu unserer Abreise noch viel zu beschicken hatte, doch lieb, dadurch schon geweckt zu sein, und stand sogleich auf. Aber wie erstaunte sie, da sie, um sich Kaffee bereiten zu können, nun ihre eigene im Hofgebäude schlafende Magd wecken wollte und die Thüre noch verschlossen und von innen verriegelt fand. — Es war also kein irdisch-lebender Mensch, der so eben hinausging, sonst könnte die Thüre nicht von innen noch verriegelt sein; dies mußte sie sich gestehen; aber aus leidiger Rechthaberei sagte sie mir auch von diesem Vorfalle noch kein Wort, obgleich sie nun eine selbsteigene Erfahrung gemacht hatte.

Am darauf folgenden Sonntage, Morgens 9 Uhr, ging ich aus der Schlafstube in die Küche, um meine Pfeife anzuzünden und zugleich der Magd zu befehlen, daß sie mir warmes Wasser bringen solle. Ich fand sie nicht in der Küche, hörte aber unterdessen Jemand mit langsamen und schwerfälligen Tritten die in die leere Wohnung führende Treppe, welche sich über unsere Küche hinzog, hinauf gehen. In fester Ueberzeugung, daß dies die Magd sei, die vielleicht Wäsche herunter holen wolle, beauftragte ich im Herausgehen meine Tochter, die sich im Vorderzimmer befand, sie solle der Magd, wenn sie von oben herunter komme, sagen, daß sie mir sogleich Wasser bringe. Aber meine Tochter erwiderte, die Magd sei nicht im Hause, sondern ausgeschickt, um etwas einzukaufen. So muß, entgegnete ich, so eben ein fremder Mensch hinaufgegangen sein, der uns vielleicht bestehlen will. Ich eilte daher schnell hinauf, um den unbefugten Treppensteiger zur Rede zu stellen; durchsuchte alle Zimmer und Winkel bis unter's Dach, doch ich fand Niemand.

Nun erzählte ich meiner Frau, was mir so eben widerfahren

sei, und zwar mit der nachdrücklichen Bemerkung, daß denn doch des Freundes frühere Aussage nicht ohne Grund sei. Da lächelte sie und erwiderte, daß auch sie nun an dergleichen glaube, und erst jetzt erzählte sie mir ihre beiden Erfahrungen.

Eines Nachmittags, — ich war ausgegangen, — meine Frau und meine Kinder befanden sich in einem der Vorderzimmer und waren mit Arbeiten beschäftigt, — geschah ein so heftiger Schlag an ein Fenster dieses Zimmers, als ob der Wind es mit Gewalt zuschlüge, daß sie Alle sehr erschraken. Meine Frau, die nun meinte, das Fenster sei offen, aber nicht abgehängt gewesen, und natürlich diese Wirkung dem Winde zuschrieb, trug sogleich meinem Sohne auf, das Fenster gehörig zu befestigen, damit keine Scheibe zerbrochen würde. Als er aber nachsah, fand er kein einziges Fenster los, sondern alle fest zu. Während sie sich nun über diesen sonderbaren Vorfall besprachen und die Kinder (damals vierzehn und zwölf Jahre alt) eine Erklärung verlangten, da schlug es wieder mit noch stärkerer Gewalt, und wie mit geballter Faust, von außen an die Stubenthüre. Es wurde augenblicklich nachgesehen, ob Jemand draußen sei, aber Niemand war zu finden.

Einmal des Vormittags (Frau und Kinder waren ausgegangen, ich arbeitete im Vorderzimmer, die Magd in der Küche, und wegen der heißen Witterung waren alle anderen Thüren offen), da hörte ich in der Küche etwas sehr hart fallen und zugleich von der Magd einen lauten Schrei. Da auch ich erschrak und fürchtete, es sei ein Unglück geschehen, so eilte ich sogleich in die Küche, um zu erfahren was vorgefallen sei. Aber die Magd konnte mir nur sagen, es sei so eben hier etwas von oben herunter auf den Fußboden gefallen, doch sehe und wisse sie nicht was. Wir durchsuchten nun alles genau, fanden aber nicht die geringste Veranlassung zu diesem Ereigniß.

Wieder einmal war ich um eilf Uhr Vormittags im Vorderzimmer und meine Frau mit der Köchin in der Küche beschäftigt. Da entstand in dieser plötzlich ein so heftig klirrender Schlag, als würden mit einem Male einige Dutzend Teller auf den Fußboden geworfen und zertrümmert. Frau und Magd erschraken so sehr, daß sie laut aufschrieen. Da auch ich in meinem Zimmer durch diesen Lärmen erschreckt wurde und zugleich den Verlust so vieler Teller bedauerte, so trieb mich

mein Unwille über solche Unvorsichtigkeit sogleich in die Küche. „Was ist geschehen?“ fragte ich heftig, da ich keine Scherben vorfand. Meine Frau, die sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt hatte, zeigte auf einen dicht neben ihr stehenden Fliegenschrank und sagte: „der Schlag geschah in diesem Schranke und ganz ohne äußere Veranlassung; alle darin befindlichen Teller müssen zerschlagen sein.“ Ich öffnete ihn sogleich. Aber zu unserer höchsten Verwunderung fanden wir darin Alles in gehöriger Ordnung.

Außerdem hörten wir noch öfter Gehen, zuweilen bewegten sich offenstehende Thüren, und mein Sohn, den diese Vorfälle interessirten (der den Geist auch zu sehen wünschte, und darum oft hinauf auf den Boden ging), versicherte, eine unbestimmte Nebelgestalt da gesehen zu haben, und daß ihm auch einige Mal mit Kalk nachgeworfen worden sei.

Bemerkenswerth scheint es uns aber, daß wir alle diese Erfahrungen immer nur am Tage machten und keine einzige des Nachts; daß, wenn wir von solcher Spukerei sprachen, oder auch nur daran dachten, niemals dergleichen geschah; daß daher Alles, was sich ereignete, uns nicht nur ganz unerwartet überraschte, sondern auch immer für etwas Natürliches von uns gehalten wurde, bis erst eine genaue Untersuchung uns überzeugte, daß keine sinnlich-wahrnehmbare Veranlassung die Ursache davon sein konnte. Des Spukgeistes Absicht scheint daher nur die gewesen zu sein, uns zu schrecken und die Wohnung zu verleiden, und dieses gelang ihm auch vollkommen, denn nach Verlauf des Monats waren wir sehr zufrieden, ein Haus verlassen zu können, in welchem wir fast täglich, auch wenn nichts Sinnlich-Wahrnehmbares sich ereignete, von unheimlichen Gefühlen angewandelt wurden.

2.

Im März 1824 starb meine Frau nach neunmonatlicher Krankheit an der Wassersucht. Der Annäherung ihres Todes, den sie in dieser Krankheit mit Gewißheit erwartete, sah sie, als rechtschaffene und fromme Christin, mit Besonnenheit und freudiger Zuversicht entgegen, und wünschte endlich nichts sehnlicher, als daß ihr Gott nur recht bald die Barmherzigkeit erzeigen möge, sie durch den Tod von ihren Leiden, die ihr gegen

das Ende der Krankheit fast unerträglich wurden, zu befreien. In unserer letzten und traulichen Unterhaltung (es war am Vorabende ihres Hinscheidens), als wir von Unsterblichkeit und Geisterwelt und der uns nun bevorstehenden Trennung gesprochen hatten, da überwältigte mich das schmerzliche Gefühl des unvermeidlichen und gewaltsamen Scheidens von ihr, von einer Frau, mit der ich zwanzig Jahre hindurch Alles getheilt hatte, was unser beiderseitiges Geschick an Freude und Leid, an Hoffnung und Sorge enthielt, und dies veranlaßte mich, sie angelegentlich zu bitten, mir nach dem Tode zu erscheinen, jedoch nur unter der Bedingung, wenn es ihrer jenseitigen Bestimmung nicht entgegen wäre.

Sie erwiderte mir hierauf: „Warum soll ich Dir erscheinen? Du würdest Dich ja vor mir fürchten." Ich antwortete: „Komme am Tage und nicht in der Nacht." „Nun," sagte sie, „wir wollen sehen." Dieses Gespräch fand statt zu einer Zeit, wo wir ganz allein und ohne Zeugen waren.

Da mir nach ihrem Begräbnisse nun schon vierzehn Tage in vergeblicher Hoffnung und Erwartung ihrer Erscheinung und ohne die mindeste Wahrnehmung solcher Art vergangen waren, so wanderte ich eines Abends spät und in gespannter Phantasie zur Stadt hinaus, und war um Mitternacht auf dem Kirchhofe und ganz allein bei ihrem Grabe. Wenn mich damals und überhaupt im wachen Zustande eine erhitzte Einbildungskraft zu täuschen vermocht hätte, so müßte es hier, unter den tausend Gräbern, in meiner einsamen Trauer geschehen sein. Ich kniete auf ihrem Grabe; ich rief sie und sprach mit ihr; ich hoffte und erwartete ihr Erscheinen, und war ganz Auge und Ohr; doch ich sah nichts, hörte nichts und empfand auch nicht den mindesten Schauer.

Nachdem ich so eine Stunde am Grabe verweilt hatte, kehrte ich traurig in meine Wohnung zurück. Die Hoffnung, sie hier wiederzusehen, gab ich nun auf; auch waren wir ja sinnlich geschieden, aber meinem Gefühle nach war ich dennoch mit ihr verbunden, und dieses verlor sich auch erst nach sechs Monaten. Es war in mir ein Gefühl der Unfreiheit und Unselbstständigkeit, das sich allerdings eben sowohl der langen Gewohnheit des Beisammenseins, als einem fortdauernden Rapporte

zuschreiben läßt; aber das ist gewiß, daß ich mich erst nach dieser Zeit vollkommen von ihr geschieden fühlte.

Einige Tage nach meinem Gange auf den Kirchhof besuchte ich mit meiner Tochter einige Freunde, und da ich vermuthete, etwas spät nach Hause zu kommen, so sagte ich meinem Sohne, der nicht mitging und des Abends beim Lesen leicht einschlief, er solle sich ja wach erhalten und auf's Licht Acht geben, damit dadurch kein Schaden entstehe. Er versprach mir dies zwar, schlief aber dennoch ein. Da sah er im Traume seine Mutter an den Tisch treten und mit dem Finger auf das Licht zeigen. Er erschrak darüber, erwachte und das Licht war so eben im Erlöschen.

Sechsundvierzig Tage nach dem Tode meiner Frau hatte meine Tochter (damals ein Mädchen von siebenzehn Jahren) einen merkwürdigen Traum, den sie mir sogleich aufschreiben mußte. Es ist wörtlich folgender:

Mir träumte, daß wir alle zu Bette gegangen und eingeschlafen waren. Da hörte ich im Schlaf, daß man mich einige Mal beim Namen rief; auch kam es mir vor als ob es die Stimme der Mutter wäre, doch ich achtete nicht weiter darauf. Aber bald nachher hörte ich wieder hinter meinem Bette rufen: „Betty! Betty!“ Ich drehte mich nun um und sah die Mutter hinter meinem Bette sitzen. Sie fragte: „Ist Dir nun auch bange durch mich?“ Ich antwortete und fragte: „Wie könnte ich das? Aber wie kommst Du denn hierher? Sie erwiderte: „Ich habe mich in Körpergestalt verwandelt, um Dich zu sehen; nun gieb mir auch deine Hand.“ Ich stand auf, gab sie ihr und freute mich sehr, sie wieder zu sehen. Nun fragte ich sie: „Wie steht es denn im Himmel aus, ist es da schön und sind da Stufen?“ „Herrlich ist es dort und es sind auch Abtheilungen da.“ Ich: „In welcher Abtheilung bist Du denn?“ Darauf antwortete sie: „Wo ich bin, ist es herrlich und schön, aber in welcher Abtheilung ich bin, weiß ich selbst noch nicht.“ Ich: „Kann man von dort auch auf die Erde sehen und wissen was man hier macht?“ Sie: „Ja wohl, Alles ganz deutlich.“ Ich: „Aber wenn wir hier von Dir sprechen, bist Du dann bei uns?“ Sie: „Nicht immer.“ Ich: „Hat Gott Dir denn aber auch erlaubt, daß Du hieher kommen kannst?“ Sie: „Ja wohl!“ Ich: „Werde ich bald sterben?“ Sie: „Das darf ich Dir nicht sagen.“

Darauf wurde es Tag und ich führte sie hin zum Vater, welcher zuerst sehr erschrak, dann aber sich auch herzlich freute, sie wieder zu sehen. Sie setzte sich zu ihm auf den Sopha und wir sprachen vielerlei. Bald nachher kam Dr. W. (der Arzt, welcher sie behandelt hatte) zu uns und als sie ihn sah, sagte sie: „Guten Morgen! Guten Morgen! wie gehts?“ Er aber erschrak sehr und erwiderte: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hieher, sind Sie vielleicht lebendig begraben worden, oder wie ist es?“ Darauf erzählte sie ihm, wie sie hierher gekommen wäre, und sagte dann: „Nun ist es Zeit, ich muß fort.“ Ich fragte: „Wann kömmst du wieder?“ Sie antwortete: Künftigen Monat um dieselbe Zeit.“ Darauf ging sie ins Nebenzimmer; man hörte etwas fallen; sie rief: „Adieu!“ und indem wir ein Geräusch vernahmen, als ob etwas in die Höhe flöge, war sie verschwunden.

Dieser Traum meiner Tochter war mir nicht nur interessant, da er so zusammenhängend und verständig geträumt und so deutlich in ihrem Gedächtnisse geblieben war; er wurde mir auch psychologisch bedeutungsvoll, denn ich mußte seine Entstehung einem wirklichen Einflusse des mütterlichen Geistes zuschreiben, da ich in ihm das Widerspiel von jenen Worten fand, welche allein zwischen meiner Frau und mir gewechselt waren und von denen meine beiden Kinder keine Ahnung hatten und haben konnten. Man vergleiche nur meine Worte, „erscheine mir nach dem Tode, wenn es Deiner jenseitigen Bestimmung nicht entgegen ist,“ mit jener Frage meiner Tochter im Traume, „hat Gott dir aber auch erlaubt, daß Du hieher kommen kannst?“ und jene Erwiderung meiner Frau, „Du würdest Dich vor mir fürchten,“ mit ihrer Frage an meine träumende Tochter: „Ist dir nun auch bange durch mich?“ und mein und des Arztes geträumtes Erschrecken bei ihrer Erscheinung, auch meine Erwiderung, „komme am Tage und nicht in der Nacht,“ mit der Traumerzählung meiner Tochter, „darauf wurde es Tag und ich führte sie hin zum Vater,“ so ist die wirkliche Einwirkung des abgeschiedenen Geistes auf den Träumenden in Beziehung auf mich unverkennbar.

Außerdem aber hielt ich diesen Traum auch für einen absichtlichen Vorbereitungswink, auf eine mir nun noch bevorstehende sichtbare Erscheinung meiner Frau. Ich äußerte aber

nichts gegen meine Kinder über diese Vermuthung, denn ich wollte wissen, ob vielleicht ihre Phantasie auch nochmals, ohne meinen Beitrag, wieder mit ins Spiel gezogen würde.

Im Traume hieß es: „Künftigen Monat um dieselbe Zeit." Den Datum schrieb ich mir auf und endlich kam die so sehnlich erwartete Nacht. Ich durchwachte sie munter und unbeschäftigt und in gespannter Erwartung bis zum hellen Morgen. Doch ich empfand, hörte und sah nichts; und blieb eben so unbefriedigt, wie damals am Grabe. Auch meine Kinder hatten in dieser Nacht nichts von der Mutter geträumt.

Diese vereitelte Hoffnung betrübte mich tief und ich mußte mir nun leider gestehen, daß wirklich aller Verkehr zwischen ihr und mir aufgehört habe, daß das Band gegenseitiger Verständigung für uns gänzlich zerrissen sei.

In dieser traurigen Ueberzeugung verlebte ich nun mehrere Tage und suchte in Gesellschaften außer dem Hause die mir so nothwendige Zerstreuung und Aufheiterung. — Eines Abends kam ich gegen zwölf Uhr zu Hause. Meine Kinder fragten mich, ob ich schon vor einer halben Stunde an der Thür gewesen sei, es habe an der Thürklinke gedreht und wie ich, mit dem Stocke angeklopft, (welches ich immer that, um mich von Anderen zu unterscheiden); da aber nicht zugleich auch geklingelt wurde, so hatten sie, weil es schon so spät war, nicht gewagt, die Thüre zu öffnen. Meine Antwort war natürlich, nein. Den folgenden Abend geschah dieses wiederum in meiner Abwesenheit, jedoch früher. Mein Sohn öffnete die verschlossene Thüre, fand aber Niemand draußen. Den dritten Tag geschah das Nämliche des Mittags; meine Tochter, die allein zu Hause war, sah sogleich nach, und es war ebenfalls Niemand da.

Einige Tage nach diesem dreimaligen Zeichen, das wir natürlich auch einer ungewöhnlichen Ursache zuschrieben, war ich, nachdem die Kinder schon schliefen, um Mitternacht allein in meinem Zimmer und sehr angelegentlich mit philosophischen Studien beschäftigt. Auf einmal hörte ich rechts dicht neben mir ganz dumpf einige Worte murmeln, die ich aber nicht verstand, obwohl sie meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Da ich nun aber wissen wollte, ob nicht mein Ohr mich getäuscht habe, und vielleicht dies Sprechen von Menschen außerhalb dem Hause herrührte, so öffnete ich sogleich das Fenster, fand aber Niemand auf der Straße. So auffallend mir dieses

nun auch war, so beschäftigte mich doch zu sehr eine Idee, die ich so eben niederschreiben wollte und woran mich dieses Gemurmel verhindert hatte; ich dachte daher auch nicht weiter an das Gehörte und setzte mich nieder, um zu schreiben. Kaum hatte ich aber einige Worte auf dem Papier, so wurde ich wieder durch drei sehr vernehmliche Schläge gestört, die im Nebenzimmer, wie mit meinem Stocke geschahen, und zwar gerade so, wie ich es beim Zuhausekommen zu thun pflegte. So wie ich dies hörte, erinnerte ich mich wieder des dumpfen Sprechens, und zugleich fiel mir auch unwillkürlich der Name meiner Frau ein, und die feste Ueberzeugung entstand, sie ist da, und will sich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben.

Nun ergriff ich sogleich ein Licht, um dahin zu gehen, wo die drei Schläge geschahen. Doch zuvor sah ich nach, ob die äußersten Thüren gehörig verschlossen wären, und die Kinder ruhig schliefen; und nachdem ich nun keine anderweitigmögliche Veranlassung dieses Geräusches auffinden konnte, ging ich ruhig nach dem mir durch den Gehörsinn bezeichneten Ort.

In jenem Zimmer sah ich zwar keine Erscheinung, so gewiß ich sie auch erwartet hatte; als ich aber genau an den Ort kam, wo ich die Schläge gehört hatte, da überfiel mich plötzlich ein so schauerliches Gefühl, wie ich es noch nie zuvor hatte, und die ganze Oberfläche meines Körpers gerieth in die unangenehmste und höchste Spannung. Hier blieb ich nun stehen und sagte laut: „Ja ich weiß, Du bist nun hier und willst Dich mir zu erkennen geben.“ Kaum hatte ich dieses ausgesprochen, so verschwand augenblicklich das so schauerliche Gefühl und die gespannte Empfindung, und verwandelte sich in ein unbeschreiblich heiteres und liebliches Gefühl und mit ihm durchdrang mich eine höchst angenehme Wärme.

In diesem so glücklichen, ja seligen Momente, sprach ich nun noch manches aus dem Herzen zu ihr, als sähe ich sie lebendig vor mir stehen. Doch nach etwa zehn Minuten war auch diese so angenehme gemüthlich-sinnliche Aufregung, in der ich mich so gern noch länger erhalten hätte, plötzlich verschwunden, und ich befand mich wiederum ganz in der ernst-besonnenen Stimmung, in welcher ich kurz zuvor studirte. Ich fühlte,

sie ist nicht mehr da, und ich wußte, daß ein längeres Verweilen an dieser Stelle ohne Zweck sei. Heiter aber und befriedigt kehrte ich nun in mein Zimmer zurück und schrieb weiter.

Todesanzeigen.

(Von demjenigen, der die Erscheinung gehabt, den Blättern von Prevorst mitgetheilt.)

Es war im Herbst 1789, als ich von meiner Vaterstadt aus eine Reise nach A., zu dem Grafen Carl von S., in Angelegenheit der Besetzung einer Pfarrei in seinen Landen, Namens M., machen mußte. Ich war dabei interessirt, weil ich die Hoffnung hatte, die Pfarrei zu erhalten. Ehe ich aber dorthin abreiste, trug sich ein Umstand zu, von dem und dessen Folgen jetzt die Rede sein soll.

Meine Base nämlich, die würdige Frau des damaligen Inspectors in meiner Vaterstadt, kam in die Wochen und hatte an den Folgen der Niederkunft viel zu leiden. Sie liebte mich von ganzer Seele, und ich hatte Mühe, mich ihrem Lebewohl zu entreißen. „Lieber Vetter", sagte sie, „wir sehen einander nicht mehr!" Ich suchte sie zu beruhigen, drückte einen Kuß auf ihren Mund und schied.

Montags den 18. September reiste ich ab und kam glücklich in F. an. Dort erkundigte ich mich nach dem Herrn Grafen und man wies mich nach A. Ich traf ihn nicht dort; er sei vor zwei Tagen nach M. gereist, hieß es. Also links um nach M. Da traf ich zwar den Herrn Grafen; aber seine Erklärungen wegen Besetzung der Pfarrei gefielen mir nicht, und so reiste ich, ohne mich ferner um Graf und Pfarrei zu bekümmern, ruhig in meine Heimath zurück. Mittwoch Abends um 5 Uhr sank ich in die Arme meiner Eltern und Geschwister; und wir freuten uns, einander wieder gesund zu sehen.

Während dem Abendessen sagte mein Vater: „Es ist gut, daß Du da bist, Deine kranke Freundin hat schon sehr nach Dir verlangt." — „Also noch krank?" fragte ich ängstlich. — „Ja, sehr krank," erwiderte er. Schnell legte ich Messer und Gabel

nieder und lief zu der Leidenden, nach mir Verlangenden. Schwach und einer Sterbenden gleich empfing sie mich; wollte reden und konnte nicht. Tief gerührt sank ich mit dem Kopfe auf die Brust der Lieben, und was mein Herz in dem Augenblicke mir eingab, sprach ich zu ihr. Ihr Gatte und ihre zwanzigjährige Tochter zerflossen in Thränen. Ich hielt mich, weil ich Erholung von der Reise brauchte, nicht länger als eine Stunde auf, rief allen, mit Thränen in den Augen, eine ruhige Nacht, und schlich, von den Gefühlen naher Trennung übermannt, meinem väterlichen Hause zu. Man fragte da, aber es war wenig zu fragen, weil meine Antworten durch Thränen unterbrochen wurden. Man ahnte baldige Trennung.

Erste Erscheinung.

Mit beklommenem Herzen wünschte ich meinen Eltern und Geschwistern eine gute Nacht, und stieg, mit dem Lichte in der Hand, drei Treppen hoch in mein Schlafzimmer. Nach meiner Gewohnheit damals noch auf dem Claviere zu spielen, ehe ich mich zur Ruhe niederlegte, geschah es auch diesmal, und eingestimmt für Trennung, Tod und Grab und Ewigkeit, wühlte ich noch eine Zeitlang in dem Gräbertone des harten A S (sol b mol majeur). Es schlug 10 Uhr, und ich legte mich zu Bette; doch noch bei brennendem Lichte, in einem Buche lesend. Endlich fielen mir die Augen zu, ich blies das Licht aus und legte mich bequem zum Einschlafen. Ich mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als mich ein Musikton weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe auf und hörte bestimmt und deutlich auf dem Clavier den Accord des harten Ges (sol b mol majeur) anschlagen. Ich staunte, glaubte zu träumen, und wurde aufmerksamer. Zum zweitenmale tönte der nämliche Accord, und nun sprang ich rasch aus dem Bette auf das Clavier zu. Dieses war verschlossen, und nun überfiel mich doch ein Schauer. Ich schlich nach dem Bette zurück, und indem ich die Bettdecke über mich schlug, ertönte zum drittenmale der nämliche Accord. Wer wird mir's verdenken, wenn ich da ganz in mich hineinfuhr und in einem Gebet zu Gott Muth und Trost bei dieser Erscheinung mir erflehte? An Schlafen war natürlich nun nicht zu denken und so mußte ich wachend noch alles das sehen und bemerken, was späterhin geschah. Meine Vorhänge um's Bett waren dicht

zugezogen, und so manchmal ich auch im Sinne hatte, die drei Treppen hinunter zu meinen Eltern zu gehen, um dort Beruhigung zu suchen, so wollte ich doch eines Theils die sanft Schlafenden in ihrer Ruhe nicht stören, anderen Theils war es mir, als hielte mich eine unsichtbare Gewalt fest. Wie mir aber zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben.

Zweite Erscheinung.

So lag ich dann, wachend, voll ängstlicher Erwartung, was allenfalls noch geschehen möge. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die Bettvorhänge wurden ganz sanft weggezogen, und eine Jünglings-Gestalt, weiß gekleidet, den Kopf in ein weißes Tuch verhüllt, mit übereinander geschlagenen Armen, stand vor mir, beugte sich über mich hin und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Nächsten Freitag Abends um 11 Uhr ist die Stunde der Vollendung!“ Es war Mittwoch Abends, als dies Gesicht erschien. Die Gestalt verschwand, und eine herrliche, aus der Ferne kommende Musik, die immer mehr sich näherte, tönte in meine Ohren, bis ich sie dicht vor der Thüre meines Schlafzimmers zu vernehmen glaubte: aber eine Musik, dergleichen auf Erden, durch Menschen veranstaltet, nie gehört wird. Und — wunderbar! — das Concert war aus dem nämlichen Tone, der früherhin von dem Claviere aus in meine Ohren fiel. Nach und nach entfernte sich die Musik wieder, und verlor sich in weiter Entfernung in der Stille der Nacht. Furcht empfand ich nun nicht mehr; denn es war, als ob diese himmlische Musik neue Kraft und neues Leben mir in Herz und Adern gegossen hätte. — Es wurde nun stille, ganz stille; der Wächter draußen rief die Stunde ab, und ich ward noch ruhiger, als ich ein lebendiges menschliches Wesen die Straßen entlang daher wandern hörte.

Der Tag kam und ich blieb liegen, wäre gern liegen geblieben, weil der anbrechende Tag mich nichts mehr fürchten ließ. Aber mein Bruder kam und lud mich ein zum Frühstück beim Vater. Ich erschien, und mein Vater empfing mich mit der Anrede: „Carl, wie siehst Du aus? Bist Du krank?“ — „Mir fehlt nichts,“ antwortete ich, sah aber doch in den Spiegel und erschrak vor meiner bleichen, todtähnlichen Gestalt. Wir frühstückten und ich sagte kein Wort von der nächtlichen

Erscheinung. Zu Hause bleiben konnte ich aber den Tag über nicht. Ich lief in's Feld, besuchte Freunde, setzte mich an den Spieltisch und ging Abends auf's Billard. Doch immer schwebte mir die nächtliche Erscheinung vor Augen. Ich konnte des Jünglings in Weiß gekleidet und der himmlischen Musik nicht vergessen.

Die Zeit des Abendessens nahete, und mit klopfendem Herzen betrat ich mein väterliches Haus. Ich sollte und mußte vorher noch in mein Zimmer, um dort ein Buch zu holen, das ich einem Freunde diesen Abend noch zu überliefern versprochen hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward, als ich die Treppe hinanstieg, als ich den Schlüssel zum Zimmer aus der Tasche zog und aufschloß. In der Thüre blieb ich stehen, und es war mir, als sähe ich den Jüngling und hörte die Musik. Endlich trat ich rasch vor, griff nicht ohne Zittern nach dem Buche, riß es an mich, und fort zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Während dem ward des Vaters Tisch schon gedeckt: ich setzte mich, aß wenig und sprach noch weniger. Es ahnete mir, was diese Nacht noch geschehen könnte. — Vergessen darf ich nicht, noch zu erinnern, was sich Vormittags beim Frühstück noch zutrug. Es kam nämlich der Arzt, der die Kranke behandelte, ein geschickter Mann, in meines Vaters Apotheke und verschrieb ein Recept für die Leidende. Ich öffnete das Fensterchen, das aus der Stube in die Apotheke ging, und fragte: „Docter, was macht die Kranke?" „Gut gehet es," antwortete er, und schrieb zu. „Halt," rief ich ihm zu: „künftigen Freitag Abends um 11 Uhr stirbt sie." — Staunend drehete er den Kopf seitwärts und fragte, woher ich dies wisse? „Ich weiß es," antwortete ich, und machte das Fenster zu.

Dritte Erscheinung.

Endlich! endlich nahete die Stunde, wo ich mein Schlafzimmer betreten mußte. Zehn Uhr hatte es eben geschlagen, und gern würde ich die Nacht in meiner Eltern Zimmer wachend zugebracht haben, was auch geschehen sein würde, wenn ich mich hätte überwinden können, meinem Vater von der nächtlichen Erscheinung etwas zu sagen. Aber ich that es nicht, eines Theils, um nicht für einen Abergläubigen gehalten zu werden, anderen Theils, damit nicht die Kranke zufälliger Weise

etwas von der nächtlichen Erscheinung vernähme, und sie sich nicht ängstige.

Also, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und in Gottes Namen, Trepp auf! Es brauste mir in den Ohren, als ich das Zimmer betrat. Es kam mir vor als sähe ich den Bettvorhang sich bewegen, und besonders, als ob in der Ecke des Zimmers wo das Clavier stand, etwas verschwände. Doch dies war in meinen Augen Täuschung. Aber, um eine ganze Welt nicht, hätte ich mich jetzt an's Clavier gesetzt. Ich kann mir bis auf diese Stunde den Heroismus nicht erklären, mit dem ich damals so dreist im Zimmer auf- und ab spazierte. Doch bald kam es anders!

Mechanisch stopfte ich mir eine Pfeife Tabak, und rauchte, indem ich den Rauch vor mir hinblies, mit einem Gefühl, das ich Niemanden beschreiben kann. Tief in meinem Innersten ertönte die Stimme des Jünglings noch — „Freitag Abends um 11 Uhr ist die Stunde der Vollendung!" — Also noch eine Stunde, dachte ich: denn es war eben 10 Uhr. Freitag Abends 10 Uhr! Wie war mir da! Allein, von allen Menschen verlassen, und in banger Erwartung dessen, was da kommen soll! Denn, daß noch etwas kommen würde, war bei mir entschieden. Denke sich jeder in meine Lage! Im Auf- und Abgehen mied ich ängstlich die Nähe des Claviers, als wenn von dorther Gespenster mir erscheinen würden. Unwillkürlich warf ich mich endlich auf's Lager, angekleidet und das Licht brennend.

Plötzlich erhob sich ein Geknister, im Nu war das Licht aus, und es platschte gleich einem fliegenden Vogel an die Fenster. Ehe ich mich recht besinnen konnte, erblickte ich rechter Hand des Zimmers, just in der Ecke, wo das Clavier stand, einen hellen Schein und zugleich eine aus der Wand hervorragende Hand, die ein weißes, schwarz umrändertes Band hervorhielt, mit den brennbaren Buchstaben bezeichnet: „Heute Abend um 11 Uhr, die Stunde der Vollendung." — Zugleich erhob sich die mir bekannte Musik, die wieder bis vor die Thüre meines Zimmers kam, und dann sich in weiter Ferne verlor. Da lag ich, sahe und hörte alles ohne Furcht und Grausen, und war meiner Sinne ganz mächtig.

Doch ein schnelles Laufen die Straße herab zog meine Aufmerksamkeit, von innen aus dem Zimmer, nach außen in

die Welt; denn ich glaubte seit drei Tagen in der wirklichen Welt nicht mehr zu Hause zu sein. Ich hörte pochen unten an der Hausthüre, sah den Schein einer Laterne bis an meine Fenster herauf spielen, hörte die Stimme meines Vaters. — Bald 11 Uhr dachte ich, bald der Entscheidungspunkt. Was wird's bis dorthin noch werden! Da lag ich resignirt, und Alles erwartend. Horch, da lief es wieder die Straße herab! Da wieder der Schimmer einer Laterne bis zu meinen Fenstern herauf. — Ich immer stille, immer voller Erwartung. — Denn noch schlug die Glocke nicht eilf! Es tappte die Treppe herauf zu meinem Zimmer. — Die Thüre ging auf, und meine Mutter, mit einer Laterne in der Hand, stand vor mir. — „Du noch wach und angekleidet?" sprach sie. — „O, ich weiß Alles," rief ich, „nicht wahr, die B. stirbt?" — „Ach Gott," antwortete sie: „Du sollst zu ihr kommen, sie will Dich noch einmal sehen." — Ich rasch die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Zitternd und bebend trat ich an das Sterbelager meiner Freundin, an welchem der Doctor, der neben an wohnte, sich schon befand. Ich legte mich über die nun bald Vollendete hin, und fragte in leisem, aber schmerzlichem Tone: „Liebe Base, kennen Sie mich noch?" — Keine Antwort! Todt, Alles todt an ihr, den rechten Arm auf der Bettdecke, doch so, daß die Hand die Brust bedeckte, und die Augen hell geöffnet. — „Sie ist todt," sagte der Arzt, „kommen Sie!" — In dem Augenblicke schlug es auf der benachbarten Kirche Dreiviertel auf 11 Uhr. Meiner Sache zu gewiß, sprach ich den Arzt an: „Und sie ist noch nicht todt!" — „Aber sehen Sie doch," entgegnete er, „wie sie da liegt; alle Zeichen des Todes!" — „Und sie ist nicht todt," wiederholte ich. — Der Arzt schwieg; ich schwieg auch, starr die Augen auf die sein sollende Todte geheftet.

Gatte und Tochter jammerten im Nebenzimmer. Der Doctor und ich gingen abwechselnd zu den Jammernden und spendeten Trost. Doch machte ich mir mehr am Sterbebett zu schaffen, ohnerachtet die Todtähnliche nicht mehr sah und hörte. Die eilfte Stunde lag mir stets vor der Seele. Dreiviertel waren vorüber: bald, bald sollte es eilf schlagen. Es war mir, als würde aus der unsichtbaren Welt noch etwas folgen.

Vierte Erscheinung.

Aus dem Nebenzimmer kam nun der Arzt, begleitet von dem Gatten der Sterbenden, an's Krankenbette. — „Nun," fragte Ersterer, „glauben Sie noch nicht, daß sie todt ist?" — „Nein," antwortete ich, „sie ist noch nicht todt; erst dann, wenn es 11 Uhr schlägt. Jetzt bleiben Sie," sprach ich mit einem festen Tone, „Sie werden sehen."

Plötzlich hub die Musik wieder aus der Ferne an, und kam nach und nach auch hier an die Thüre des Krankenzimmers. „Doctor," rief ich voll heiligen Schauers, „Doctor, hören Sie nichts?" —

„Nein, ich höre nichts," war seine Antwort. — „O Gott! wie göttlich, wie überirdisch!" schrie ich, „und Sie hören nichts?" — Unwillkürlich riß ich die Thüre auf, um dem Nichthörenden die Zaubertöne näher an die Ohren zu bringen, wie ich glaubte. — Aber er hörte nichts. Nun faltete ich die Hände, betete über die bald Vollendete, und wandte mich thränenden Auges zu dem Gatten und dem Arzte: „Sie stirbt! Gott ihre Seele empfohlen!" — Während diesem Ausrufe schlug die Glocke 11 Uhr. — „Doctor," rief ich, „Achtung!" Starr hefteten wir unsere Blicke auf die Scheidende. Ihre rechte Hand lag immer noch unbeweglich auf der Brust. — „Achtung!" rief ich noch einmal — und siehe, der rechte Arm sank stracks nieder, begleitet von einem tiefen Athemzuge. „Jetzt ist sie todt!" sagte ich, und entfernte mich in's Nebenzimmer.

Das Spukhaus in Willington.

(Aus C. Crowe's Nachtseite der Natur.)

Einer der merkwürdigsten Spukfälle in neuerer Zeit ist der von Willington, unfern New-Castle, in dessen Bericht mir übrigens Mr. Howitt zuvorgekommen ist. Da dieser den Vortheil hatte, den Platz selbst zu besuchen, so nehme ich mir die Freiheit, die Schilderung von ihm zu borgen und das Ganze durch fol-

genden Brief des Hauseigenthümers Mr. Procter einzuleiten, der, wie man sehen wird, für die allgemeine Glaubwürdigkeit der Erzählung einsteht. Der Brief ist eine Antwort auf einen von mir, in welchem ich den Gentleman um genauere Auskunft bat, als mir bisher zu erlangen möglich war.

„Josh bittet C. Crowe um Entschuldigung, daß ihr Schreiben zwei Wochen unbeantwortet blieb, da J. P. während dieser Zeit wegen besonderer Geschäfte von Hause abwesend war. Es ist ihm zwar nicht lieb, den Ereignissen, welche in seinem Hause zu Willington vorgekommen sind, noch mehr Publicität zu geben, als sie bereits haben, weshalb er nur ungern auf zugäbliche Einzelnheiten eingeht; wenn übrigens C. C. nicht im Besitz der Nummer von Howitt's Journal ist, welches unterschiedliche Details über den Gegenstand giebt, so will er sie gerne damit versehen. Zu gleicher Zeit kann er ihr versichern, daß der Theil von W. Howitt's Erzählung, welcher Richardson's Table-Book entnommen ist, vollkommen der Wahrheit entspricht. W. Howitt's Angaben, die er einer mündlichen Rücksprache mit Gliedern von J. Procter's Familie verdankt, sind ebenfalls im Wesentlichen richtig, obschon sich bei den Einzelnheiten einige Irrthümer eingeschlichen haben.

J. P. erlaubt sich, seine Ueberzeugung auszudrücken, daß der Unglaube der gebildeten Klassen, sofern Erscheinungen von Verstorbenen und ähnliche Phänomene in Frage kommen, nicht in einer redlichen philosophischen Untersuchung der Thatsachen begründet ist, welche der Volksglaube aller Zeiten und Länder anerkennt, und eine spätere Aera wird lehren, daß dieses Nichtglauben weiter nichts war, als gedankenloses, unverständiges Vorurtheil.

Willington bei New-Castle am Tyne, den 22. Juli 1847."

Ich entnehme den „Besuchen an merkwürdigen Plätzen von William Howitt" die Geschichte des Spukhauses zu Willington beim New-Castle am Tyne.

„Man hat in der letzten Zeit als unumstößliche Thatsache aufgestellt, daß Geister und Spukhäuser die hohle Schöpfung unwissender Jahrhunderte seien und wir leben nun in der gemächlichen Ueberzeugung, daß solche Einbildungen nur im Zwielicht des Aberglaubens umherschlichen, in unseren erleuchteten Tagen aber für immer entschwunden seien. Wie oft hat man nicht, triumphirend durch den Umstand, daß man heut zu Tage

nichts mehr von solchen Dingen höre, den Beweis zu führen gesucht, daß sie nur das Erzeugniß der Unwissenheit seien! Was sollen wir aber zu den nachstehenden Thatsachen sagen? Hier haben wir Geister und ein noch immer durchspuktes Haus. Wir haben sie Angesichts des gepriesenen hellen Mittaglichtes, in Mitte einer geschäftigen und bevölkerten Umgebung, in der Nähe einer großen und sehr einsichtsvollen Stadt, dazu noch in einer Familie, die weder unwissend, noch in irgend einer Beziehung abergläubisch ist. Seit Jahren stören diese Geister und Spuke die Ruhe einer hochachtbaren Familie und machen damit fort, trotz des Unglaubens der Weisen, der Nachforschungen Neugieriger und der ängstlichen Wachsamkeit der bedrängten Hausbewohner selbst.

Zwischen der Eisenbahn, die vom New-Castle am Tyne nach North-Shields führt, und dem Fluß Tyne, liegen in einem engen Thale einige Bauernhütten, ein Pfarrhaus, eine Mühle und die Wohnung des Müllers.

Diese bilden den Weiler Willington. Unmittelbar darüber weg geht auf stolzen Bogen die Eisenbahn, und von hier aus sieht man auf die Mühle und die Häuser hinunter, die in einer beträchtlichen Tiefe liegen. Die Mühle ist eine große Dampf-Mehlmühle, und des Müllers Haus steht daneben, obschon es nicht mit derselben verbunden ist.

Die Häuser liegen alle vereinzelt da. Das des Müllers steht auf einer Art kleinen Vorgebirges, um welches ein Kanal läuft, der sich mit der Fluth zu füllen und zu leeren scheint. Auf der einen Seite der Mühle und des Hauses zieht sich ein Stück Feld bis auf beträchtliche Entfernung aufwärts und wird dann von benachbarten Grundstücken begrenzt; auf der anderen steht man einen hohen Ballasthügel, d. h. einen der zahlreichen Hügel an den Ufern des Tyne, die aus dem Ballast der Schiffe, welche nach solchen Stellen Geschäfte machen, entstehen. In der Ferne scheint der obere Theil der Mühle ungefähr eine gleiche Höhe mit dem umgebenden Land zu haben. Der Platz liegt halbwegs zwischen New-Castle und North-Shields.

Diese Mühle ist, glaube ich, das Eigenthum der Herren Unthank und Procter, welche den Betrieb selbst besorgen. Mr. Joseph Procter wohnt in dem Hause unmittelbar bei der Mühle. Er gehört zu der Gesellschaft der Freunde und ist ein Mann in der vollen Kraft seines Lebens; seine Gattin, eine verständige

Frau, stammt aus einer Quäkerfamilie in Carlisle. Sie haben mehrere Kinder. Diese sehr achtbare und gut unterrichtete Familie, welche einer Sekte angehört, die vor allen anderen geeignet ist, das Uebermaaß der Einbildungskraft im Zaum zu halten und zu unterdrücken, ist seit Jahren durch die seltsamsten Geräusche und Erscheinungen verfolgt worden.

Das Haus ist nicht alt, und um das Jahr 1800 gebaut, so daß es kein besonderes gespenstisches Aussehen darbietet; denn wenn man es im Vorbeigehen betrachtet, so würde Niemand, der nicht von der Sache weiß, hier einen Spukplatz suchen. Gleichwohl, wenn man von der Eisenbahn niederschaut, und das Haus mit der Mühle in der tiefen Schlucht unten liegen steht, so könnte man sich einbilden, daß man an einem solchen Orte Nachts seltsame Getöse von Schiffen auf dem Flusse, von Winden, die heulend durch das Engthal auf- und abfegen, und von Maschinen hören müsse, die mit den benachbarten Kohlenminen in Verbindung stehen. Eine der Letzteren wenigstens ließ, als ich dort war und auf dem Hügel oben stand, ein wildes, seufzendes Getöse vernehmen. Unter dem Hause befindet sich kein Keller, kein Gewölbe, woraus ein unterirdischer Lärm vernommen werden könnte; auch bleibt es nicht bei den verschiedenen Geräuschen, die man daselbst hört, sondern man will auch bestimmt Erscheinungen wahrgenommen haben.

So wenig es auch Mr. Procter haben will, daß die geheimnißvollen Vorfälle in die Oeffentlichkeit kommen, und so sehr er es vermeidet, selbst von den seltsamen Heimsuchungen zu sprechen waren sie doch von der Art, daß sie bald in der ganzen Gegend bekannt wurden. Viele Leute strömten dem Platze zu, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen, und endlich kam in Folge eines merkwürdigen Vorfalls ein Bericht darüber im Druck heraus. Worin dieser Vorfall bestand, wird aus dem Schriftchen erhellen, das darüber erschien und später in dem „Local Historian's Table-Book" herausgegeben von M. A. Richardson in New-Castle, abgedruckt wurde. Ich gebe hier eine Copie davon; man wird daraus ersehen, daß der Verfasser den vollsten Glauben setzt in die Wirklichkeit dessen, was er berichtet, wie dies auch bei zahllosen, gut unterrichteten Bewohnern der Umgegend der Fall ist.

Authentischer Bericht über das Spukhaus in Willington.

Wollten wir aus den zahllosen Fällen von Besuchen aus der unsichtbaren Welt, welche letztere Zeit veröffentlicht wurden, einen Schluß ziehen, so könnten wir wohl auf die Vorstellung kommen, daß die Tage einer übernatürlichen Thätigkeit wieder anfangen und daß Hexen und Kobolde auf's Neue im Begriffe sind, ihren Scepter über die furchtsame Menschheit aufzunehmen. Wenn wir übrigens einer solchen Besorgniß Raum gäben, so könnte uns wohl ein Blick auf den Ton der Literatur des Tages anderen Sinnes machen, denn wenn von solchen Gegenständen die Rede ist, zeigt er einen Grad von Unglauben und abstoßender Geringschätzigkeit, welcher den starrsten Atheisten oder Materialisten zufrieden stellen kann. Aber ungeachtet des Vorherrschens solcher Ansichten unter den gebildeten Klassen giebt sich doch bei jedem derartigen Vorfall eine Neugierde und ein Interesse kund, welche auf die am Boden lauernde Wahrheit hindeuten, ohne daß ein affectirter Skepticismus sie völlig zu verbergen vermöchte. Wir fühlen daher, daß wir gegen unsere Leser keiner Entschuldigung bedürfen, wenn wir folgende Einzelnheiten berichten über einen Besuch in einem Hause, das in unserer unmittelbaren Nähe liegt und seit Jahren wegen daselbst vorgekommener Spukgeschichten berüchtigt ist; denn tausend Zungen haben die berufenen Thaten oder Unthaten seines übernatürlichen Gastes weit und breit hingetragen. Sie scheinen uns eben so würdig, aufgezeichnet zu werden, wie das Treiben der gleichzeitigen Gespenster zu Windsor, Dublin, Liverpool, Carlisle und Sunderland, welches trotz der öffentlichen Nachforschung keineswegs eine Lösung gefunden hat, die ein Mitwirken gespenstischer Thätigkeit widerlegte.

Wir haben das fragliche Haus besucht, das, wie viele unserer Leser wohl wissen werden, neben einer großen Dampfmühle steht und von dem Willingtoner Viadukt auf der Eisenbahn zwischen New-Castle und Shields deutlich gesehen werden kann. Es dürfte nicht unerheblich sein, zu erwähnen, daß es von der Mühle sowohl, als von den anderen Nebengebäuden ganz abgesondert steht und kein Kellerwerk hat. Der Eigenthümer des Hauses, der darin wohnt, ist nicht geneigt, die Einzelnheiten der Störungen, denen er ausgesetzt war, zu veröffentlichen, und wir müssen hier bemerken, daß wir den Bericht über den Besuch,

welchen wir unserem Leser vorlegen werden, einem Freunde verdanken, welchem Dr. Druri eine Abschrift seiner Correspondenz über den Gegenstand mitgetheilt und ihn zugleich ermächtigt hat, davon beliebigen Gebrauch zu machen. Wie wir hören, hatte es in dem Hause, oder wenigstens in einem Zimmer desselben schon vor 40 Jahren gespukt; später blieb es daselbst eine lange Zeit ruhig, und auch die gegenwärtigen Bewohner lebten einige Jahre völlig unbeläftigt darin. Ferner ist uns mitgetheilt worden, daß um die Zeit der Erbauung des Hauses, nämlich im Jahr 1800 oder 1801, viel von einer Unthat gesprochen wurde, die ein beim Bau beschäftigter Arbeiter begangen haben soll. Unser Bericht würde die Grenzen, die wir uns selbst gesteckt haben, weit überschreiten, wenn wir auf eine volle Aufzählung der seltsamen Dinge eingehen wollten, welche von mehreren Nachbaren an dem Platz gesehen und gehört wurden; noch weiter würde es aber führen, wenn wir Bericht erstatten müßten über das, was die Bewohner sahen, hörten und fühlten, welche eben deshalb oft ihr Gesinde wechseln mußten. Begnügen wir uns daher mit dem Abdruck nachstehender Briefe, welche zwischen Personen von unzweifelhafter Wahrheitsliebe gewechselt wurden, und überlassen wir es dem Leser, sich daraus seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Abschrift Nr. 1.

„An Mr. Procter.

den 17. Juni 1840.

Sir! Nachdem ich aus einer lauteren Quelle, nämlich von meinem trefflichen Freunde Davison, Farmer in Unterwilling, in Erfahrung gebracht habe, daß Ihr und Eure Familie Nachts durch die unerklärbarsten Getöse gestört werdet, so nehme ich mir die Freiheit, Euch zu sagen, daß ich Wesley's Bericht über solche Dinge aufmerksam gelesen habe, obschon ich gestehen muß, daß ich ihnen keinen großen Glauben schenke. Eine derartige Mittheilung von einem Mann Eurer Sekte, die ich wegen ihrer Aufrichtigkeit und Einfachheit hochschätze, hat übrigens meine Neugierde in einem Grade erregt, daß ich sie wohl gerne befriedigen möchte. Ich wünsche daher, eine Nacht allein ohne andere Begleitung, als die meines Wachhundes, auf dessen Muth und Treue ich mehr baue, als auf drei junge Leute, im Hause

zuzubringen. Wenn mir dieser Versuch gestattet wird, hoffe ich, im Stande zu sein, das Geheimniß zu enthüllen. Mr. Davison wird Euch befriedigende Auskunft geben, wenn Ihr Euch die Mühe nehmt, bei ihm über mich Erkundigung einzuziehen.

Ich verbleibe hochachtungsvollst

Edward Drury,
bei C. C. Embleton, Wundarzt, Nr. 10.
Church-Street, Sunderland."

Abschrift Nr. 2.

„Joseph Procter meldet seinen Respect an Edward Drury, welcher in einem vor einigen Tagen eingelaufenen Schreiben den Wunsch ausdrückt, eine Nacht in seinem Hause zu Willington zuzubringen. Die Familie verreist am 23. d. M. und es wird einer von Unthank und Procter's Leuten in dem Hause schlafen. Wenn daher E. D. Lust hat, am 24. oder später eine Nacht im Hause zu bleiben, so steht ihm dies frei mit oder ohne seinen treuen Hund, der, beiläufig bemerkt, nur als Gesellschaft von Nutzen sein kann. Zu gleicher Zeit hält es J. P. für angemessen, ihm mitzutheilen, daß zur Zeit besondere Störungen durchaus nicht häufig sind, ja daß sie nur gelegentlich eintreten, und daher die Befriedigung von E. D.'s Neugierde als problematisch betrachtet werden muß.

Die beste Aussicht wird er haben, wenn er im dritten Stock allein bleibt bis zu Tagesanbruch, etwa gegen zwei oder drei Uhr."

Willington, den 21. Juni 1840.

„J. P. wird dem Gehülfen T. Maun die Weisung ertheilen, daß er E. D. einlasse."

Mr. Procter verließ am 23. Juni mit seiner Familie das Haus und übergab Letzteres einem alten Diener, der wegen leidender Gesundheit ohne Beschäftigung war, zur Obhut. Am 3. Juli kehrte wegen eines Geschäfts Mr. P. allein zurück, und am Abende desselben traf auch Mr. Drury mit einem Begleiter ein. Das Haus wurde geschlossen und auf's sorgfältigste untersucht. Das Gelaß, aus welchem die Erscheinung hervorkommt, ist zu klein, um eine Person zu fassen. Mr. Drury und sein

Freund hatten Lichter bei sich und waren vollkommen überzeugt, daß außer Mr. P., dem alten Diener und ihnen sich Niemand im Hause befand.

Abschrift Nr. 3.

An Mr. Procter.

Montag Morgen, den 6. Juli 1840.

„Mein theurer Sir!

Ich bedaure, daß ich gestern nicht zu Hause war, um Euch zu empfangen, als Ihr Euch so freundlich nach mir erkundigen wolltet. Ich muß sagen, ich kann mich selbst nicht genug wundern, daß ich so wenig angegriffen bin nach jener schrecklichen und schauerlichen Geschichte. Die einzige schlimme Nachwirkung, welche ich noch spüre, ist eine schwere Affection meines rechten Ohrs. Ich nenne sie schwer, weil ich damit nicht nur sehr undeutlich höre, sondern auch ein stetes Geräusch darin fühle. Ich war nie zuvor mit etwas Aehnlichem behaftet, zweifle aber nicht, daß es vorübergehen wird. Ich bin überzeugt, daß nie Jemand mit weniger Glauben nach Eurem Hause kam, in demselben etwas Besonderes zu sehen; aber jetzt bin ich vollkommen zufrieden gestellt. Im Laufe von einigen Tagen will ich Euch einen ausführlichen Bericht zusenden über Alles, was ich sah und hörte. Mr. Spence und zwei andere Gentlemen kamen Nachmittags zu mir, um meine Geschichte zu hören; aber selbst wenn ich die Geräusche aus natürlichen Ursachen erklären könnte, so bin ich doch von der schrecklichen Erscheinung so fest überzeugt, daß ich glaube, was ich mit meinen eigenen Augen sehen mußte, sei eine Strafe für mein früheres ungläubiges Spotten. Was den erlittenen Schrecken betrifft, so kann ich wohl sagen, daß diejenigen glücklich sind, welche glauben, ohne zu sehen. Ich bitte Euch, mir die Adresse Eurer Schwester aus Cumberland mitzutheilen, die gleichfalls beunruhigt wurde — ebenso die Eures Bruders. Es würde mir zur Befriedigung gereichen, eine Zeile von ihnen zu erhalten. Vor Allem aber würde es mich freuen, wenn Ihr Eure junge Familie nicht wieder in dieses schreckliche Haus zurückbrächtet. In der Hoffnung, Ihr

werdet, wenn Ihr Muße findet, einige Zeilen an mich schreiben, verbleibe ich

Euer

getreuer

Edward Drury."

Abschrift Nr. 4.

Willington, den 9. Juli 1840.

„Geschätzter Freund E. Drury!

Da ich zu Sunderland war, so erhielt ich Dein Schreiben vom 6. erst gestern Morgen. Es freut mich zu hören, daß Du über die Wirkungen jenes unvorgesehenen Besuches so gut weggekommen bist. Ich schätze Deine kühne und mannhafte Behauptung der Wahrheit Angesichts jenem lächerlichen und unwissenden Dünkel, mit welchem man heut zu Tage gewöhnlich Alles angreift, was übernatürlich heißt.

Ich freue mich auf die Mittheilung Deiner Geschichte, in welcher es besonders nöthig sein wird, nachzuweisen, daß Du nicht geschlafen habest, vom Alp heimgesucht worden seiest oder den Reflex des Lichtes irrig auffaßtest, wie manche kluge Köpfe meinen werden.

Ich verbleibe achtungsvoll

Dein

Freund

Joseph Procter."

„Nachschrift. — Ich habe ungefähr 30 Zeugen für verschiedene Dinge, die nach keinem anderen Grundsatze, als nach dem einer gespenstischen Thätigkeit befriedigend erklärt werden können."

Abschrift Nr. 5.

Sunderland, den 13. Juni 1840.

Mein theurer Sir!

„Ich sende Euch, dem in meinem letzten Briefe gegebenen Versprechen gemäß, einen treuen Bericht über das, was ich in

Eurem Hause hörte und sah. Verschiedene Gerüchte, die unter den achtbarsten Personen umliefen, namentlich aber eine Mittheilung meines geschätzten Freundes Mr. Davison, dessen ich in einem früheren Briefe gegen Euch erwähnte, erregten in mir den Wunsch, selbst eine Nacht an dem Spukplatze zuzubringen, und nachdem ich hierzu Eure Erlaubniß erhalten hatte, begab ich mich, von meinem Freunde T. Hudson begleitet, am 3. Juli nach Eurer Wohnung. Es war allerdings nicht im Einklang mit der Verabredung und mit meiner ersten Absicht, da ich Euch schrieb, ich werde allein kommen; doch ich baue auf Eure Güte, daß Ihr mir diese Freiheit nachsehen werdet, und habe mich hierin auch nicht verrechnet. Ich muß hier erwähnen, daß ich weil ich Euch nicht zu Hause erwartete, ein paar Pistolen in der Tasche mitführte, eine derselben, als geschähe es zufällig, vor dem Müller fallen zu lassen, weil ich besorgte, er könnte sich herausnehmen wollen, mir einen Possen zu spielen. Nach meiner Zusammenkunft mit Euch aber fühlte ich wohl, daß ich keine Waffen brauchen würde, und lud sie auch nicht, nachdem Ihr uns gestattet hattet, jeden Theil des Hauses auf's sorgfältigste zu untersuchen. Ich setzte mich in der Flur des dritten Stocks nieder, voll Erwartung, die Getöse, die ich hören würde, auf eine physikalische Weise erklären zu können. Dies geschah gegen 11 Uhr. Es waren noch 10 Minuten auf 12, als wir beide ein Geräusch hörten, wie wenn eine Anzahl Personen mit bloßen Füßen auf dem Boden umhertappte, und zwar in so eigenthümlicher Weise, daß ich mir keine Vorstellung machen konnte, von wo es ausgehen möchte. Einige Minuten später ließ sich ein Lärm vernehmen, als ob Jemand mit seinen Fingerknöcheln zwischen unsern Füßen auf den Boden klopfe; diesem folgte ein hohler Husten von dem Gemache her, aus dem die Erscheinung hervorkam. Das einzige Geräusch, welches wir nachher noch vernahmen, war ein Ton, als ob eine Person, welche die Treppe heraufkomme, an der Wand anstreife. Um ein Viertel auf 1 Uhr sagte ich meinem Freunde, ich fühle es ein wenig kalt und möchte zu Bette gehen, da wir dort den Lärm eben so gut hören würden; er aber erwiderte, daß er sich vor Tagesanbruch nicht niederlegen möge. Ich nahm jetzt einen Brief auf, der mir zufällig entfallen war, und begann zu lesen; dann sah ich nach meiner Uhr und fand, daß noch zehn Minuten bis 1 Uhr fehlten. Wie ich meine Augen von der Uhr abwandte, wurden sie durch eine

Schrankthüre gefesselt, die ich deutlich offen stehen sah; auch bemerkte ich die Gestalt einer Frauensperson in graulichtem Gewande, die den Kopf senkte, die eine Hand wie im Schmerz auf die Brust drückte und die andere (nämlich die rechte) gegen den Boden ausstreckte, den Zeigefinger nach unten gerichtet. Sie kam mit augenscheinlichem vorsichtigem Schritt über die Flur auf mich zu und streckte, als sie in die Nähe meines schlummernden Freundes kam, ihre rechte Hand nach diesem aus. Ich stürzte nach ihm hin und stieß, wie Mr. Procter gehört haben will, ein furchtbares Gezeter aus; aber statt die Hand des Gespenstes zu fassen, fiel ich auf meinen Freund und kann mich aus den drei darauf folgenden Stunden auf nichts mehr erinnern. Seitdem habe ich erfahren, daß ich in einer von Schrecken veranlaßten Ohnmacht die Treppe hinuntergebracht wurde.

Ich bekräftige hiermit, daß der obige Bericht in jeder Beziehung vollkommen war und richtig ist.

North-Shields.

Edward Drury."

Der nachstehende neuere Fall einer Erscheinung, von Außen in dem Fenster desselben Hauses gesehen durch vier glaubwürdige Zeugen, welche Gelegenheit hatten, sie mehr als zehn Minuten zu beobachten, ist von unanfechtbarer Authenticität. Einer der Zeugen ist eine junge Dame, eine Verwandte der Familie, welche aus nahe liegenden Gründen nicht in dem Hause schlief, der andere ein achtbarer Mann, der viele Jahre im Geschäft steht, und die Aufsicht über dasselbe führt, der dritte seine Tochter, ein Mädchen von ungefähr 17 Jahren, und der vierte seine Frau, welche die Erscheinung zuerst sah und die übrigen gleichfalls zur Augenscheinnahme herbeirief. Das Gespenst war ein kahlköpfiger Mann in wallendem Gewande, gleich einem Kirchenrock, welcher ungefähr drei Fuß vom Boden ab oder in gleicher Höhe mit dem Untertheil der Fenster im zweiten Stock vor- und rückwärts glitt, er schien auf beiden Seiten durch die Wand hindurch zu gehen und bot beim Vorüberwandeln jedesmal eine Seitenansicht dar. Dann stand er in dem Fenster still, und ein Theil der Gestalt kam durch die beiden niedergelassenen Blenden hindurch, denn sein leuchtender Körper bedeckte das Rahmenwerk des Fensters. Die Erscheinung war halb durchsichtig und so hell, wie ein Stern, der nach allen Seiten hin einen Strah-

lenglanz verbreitet. Wie es dunkler wurde, nahm sie eine bläuliche Färbung an und verschwand allmählig vom Kopf abwärts. Der Aufseher ging zweimal dicht unter dem Fenster des Hauses vorbei und wollte auch die Familie davon unterrichten, fand aber das Haus verschlossen. Es war Niemond und nirgends ein Lichtstrahl bemerklich, auch keine Person in der Nähe. Wäre eine Zauberlaterne gebraucht worden, so hätte dies unmöglich der Entdeckung entgehen können, und es ist augenfällig, daß auch im Inneren kein derartiges Spiel getrieben werden konnte, weil dann das Licht bloß auf die Blende gefallen wäre, nicht aber außerhalb des Fensters und der Blende sich zu zeigen vermocht hätte. Der Eigenthümer des Hauses schlief in demselben Zimmer und muß es bald nach dem Verschwinden der Gestalt betreten haben.

Man kann sich denken, welches Aufsehen das Gerücht von dem Besuch des Mr. Drury und dem Erfolg desselben machte. Man redete weit und breit davon, und als die Sache gar im Druck erschien, war sie weit hin das allgemeine Tagesgespräch. In Folge davon erhielt Mr. Procter viele Briefe von Personen des verschiedensten Ranges, darunter auch von vielen sehr reichen, welche dem Mühlenbesitzer mittheilten, daß ihre Wohnungen seit Jahren ähnlichen Widerwärtigkeiten ausgesetzt seien.

So ist es also am Ende mit den Geistern und den Spuken nicht vorbei! Wir haben ihnen zwar den Rücken zugekehrt und im Stolz unserer Philosophie uns geweigert, an sie zu glauben, aber sie bestehen gleichwohl fort.

Diese auffallenden Umstände, welche zu verschiedenen Zeiten von Personen erzählt wurden, welche mit der Familie zu Willington gut bekannt waren, machten mich neugierig und erregten in mir den Wunsch, auf einer Reise nach dem Norden auch dieses Spukhaus zu besuchen und daselbst um eine Nachtherberge zu bitten. Leider war die Familie eben bei Mr. Procters Verwandten in Carlisle auf Besuch, so daß mein Hauptzweck vereiltet wurde; aber ich fand den Aufseher und sein Weib in einem Nachbarhause. Sie sprachen von den oben mitgetheilten Thatsachen mit dem einfachen Ernst von Leuten, welche keinen Zweifel darüber unterhielten. Die Geräusche und Erscheinungen in dem Haus und dessen Nähe erschienen ihnen als so handgreifliche und entschiedene Thatsachen, wie der Umstand, daß das Haus dastand, und die Mühle Korn mahlte. Sie sprachen auch mit mir von

der oben erwähnten jungen Dame, welche ihr Quartier in ihrer Wohnung nahm, weil sie die Störungen im Spukhause nicht länger ertragen konnte; desgleichen erzählten sie mir, welche Mühe es die Familie koste, Dienstleute zu bekommen und zu behalten.

Die Frau führte mich in das Haus, welches in Abwesenheit der Familie unter der Obhut einer kürzlich verheiratheten Magd und ihres Mannes stand. Diese junge Frau, welche vor ihrer Verehelichung einige Zeit in dem Hause gelebt, hatte nie etwas gesehen und fürchtete sich deshalb auch nicht. Man zeigte mir das ganze Haus, namentlich das Gemach im dritten Stock, diesen Haupttummelplatz der unwillkommenen Gäste, wo Dr. Drury so sehr erschreckt worden war. Dieses Gemach war längst nicht mehr als Schlafstube benutzt worden, sondern dient jetzt als Gerümpelkammer.

In Carlisle wollte ich Mr. Procter besuchen, traf ihn aber nicht, da er wieder nach Willington zurückgekehrt war. So verlor ich also die Gelegenheit, aus seinem oder aus Mr. Procters Munde Auskunft über die seltsamen Dinge zu erhalten. Indeß sprach ich mehrere Mitglieder von der Familie der Letzteren, sehr einsichtsvolle Leute, mit gesundem, practischem Verstande, die einmüthig ihre Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Vorfälle, die ich gehört und mitgetheilt habe, aussprach.

Einer von Mr. Procters Brüdern, ein Mann in mittlerem Alter und von sehr verständigem, nüchternem, offenem Wesen, welcher sich sicherlich nicht durch geträumte Schrecken oder Possen täuschen ließ, versicherte mir, er sei selbst bei einem Besuche in Willington durch die befremdlichsten Geräusche beunruhigt worden. Er habe sich zum Voraus vorgenommen, wenn ein solcher Lärmen vorfalle, wolle er den unsichtbaren Urheber anreden und ihn fragen, wer er sei und warum er hierherkomme; aber als sich die Gelegenheit dazu ergab, fühlte er sich außer Stande, seine Absicht auszuführen. Wie er einmal Nachts im Bette lag, hörte er einen schweren Schritt die Treppe herauf gegen sein Zimmer heransteigen, zwischen hinein Töne, wie wenn Jemand im Weitergehen mit einem dicken Stocke auf das Geländer schlage. So kam es bis vor seine Thüre, und er versuchte zu rufen, aber die Stimme erstarb ihm in der Kehle. Jetzt sprang er vom Bette auf und öffnete die Thüre. Es war Niemand da. Aber nun hörte er dieselben Schritte langsam hinun-

tersteigen, während zugleich laute Schläge auf das Treppengeländer geführt wurden.

Er begab sich jetzt vor das Zimmer des Mr. Procter, welcher, wie er fand, den Lärm auch gehört hatte und nun gleichfalls aufstand. Sie machten Licht, folgten dem unsichtbaren Gaste die Treppe hinunter und durchsuchten Alles, ohne jedoch etwas zu entdecken, was den Vorfall hätte erklären können.

Die beiden jungen Damen, welche in Willington auf Besuch gewesen und gleichfalls durch den unsichtbaren Störenfried beunruhigt worden waren, theilten mir Folgendes von ihren Erlebnissen mit:

In der ersten Nacht, als sie in demselben Bette schliefen, kam es ihnen vor, wie wenn das Bett unter ihnen in die Höhe gehoben werde. Natürlich geriethen sie darüber in großen Schrecken, denn sie fürchteten, es habe sich Jemand daselbst verborgen, um einen Raub auszuführen. Sie machten Lärm und es wurde eine Untersuchung angestellt, aber nichts gefunden. In einer anderen Nacht wurde ihr Bett heftig gerüttelt und der Vorhang ganz herum plötzlich, als geschehe es durch Schnüre, bis an den Betthimmel emporgezogen, aber eben so schnell auch wieder niedergelassen; dies wiederholte sich mehrere Male. Eine auf's Neue angestellte Untersuchung ergab gleichfalls keine erkennbare Ursache. Am anderen Tage trennten sie die Vorhänge ganz vom Bette ab, denn es war ihnen, als ob böse Augen hinter denselben hervorguckten; die Folge aber davon war noch auffallender und schreckender.

In der folgenden Nacht, als sie noch wachten und die Kammer hell genug war, um Alles darin wahrnehmen zu können, sahen beide eine weibliche Gestalt von neblichter Wesenheit und bläulichtgrauer Farbe zu den Häuptern ihres Bettes aus der Wand herauskommen; sie lehnte sich auf das Kopfbrett und beugte sich ganz horizontal über sie hin. Ihre Wahrnehmung war vollkommen deutlich. Sie sahen die Erscheinung als eine weibliche Gestalt aus der Wand herauskommen und wieder in sie hineingehen. Ihr Schrecken war maaßlos und eine der Schwestern weigerte sich, ferner im Hause zu schlafen. Sie nahm während ihres Aufenthaltes ihre Zuflucht zu der Wohnung des Aufsehers, während die Andere ihr Quartier in einem anderen Theile des Hauses aufschlug. Die Erstere war es auch gewesen, welche, wie oben bemerkt wurde, mit dem Aufseher und seinem

Weibe die auffallende Erscheinung der leuchtenden Gestalt in dem Fenster gesehen hatte.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle die Formen berich= ten wollte, in welchen, der Aussage der Familie gemäß, diese nächtliche Störung sich kundgiebt. Wenn eine Gestalt erscheint, ist es bisweilen die eines Mannes, die oft einen Strahlenglanz um sich verbreitet und durch Wände geht, als ob sie nichts wären. Dieser Mann ist den Nachbaren unter dem Namen des „alten Jeffrey" wohl bekannt. Zu anderen Zeiten ist es die Gestalt einer Frau, gleichfalls in grauer Kleidung und so, wie sie von Mr. Drury beschrieben wurde. Man sieht sie bisweilen in eine Art von Mantel gehüllt, dasitzen, das Haupt gesenkt und die Hände über dem Schooß gekreuzt. Das Erschütterndste da= bei ist, daß sie keine Augen hat.

Man sieht sich von einem eigenthümlichen Gefühl befangen, wenn man so nüchterne, verständige Leute allen Ernstes von dergleichen Dingen erzählen hört. Sie sagen, der Lärm gleiche oft dem, welchen ein Pflästerer mit seinem Rammblock auf der Straße mache. Zu anderen Zeiten sei es ein lauter Tritt auf den Treppen, wieder ein andermal ein Husten, Seufzen und Stöhnen, wie von einer kranken Person; ferner töne es, als tappe eine Anzahl kleiner Füße über den Boden der oberen Kammer, in welcher die Erscheinung sich vorzugsweise zeigt und die eben deshalb nur noch zur Aufbewahrung des Gerümpels benutzt wird. Hier hört man die Kinderfußtritte oft, als ob sie ein Kinderwägelchen umherführten, das bei schlechtem Wetter dort oben aufbewahrt wurde. Bisweilen vernimmt man das schrecklichste Gelächter. Die Sache beschränkt sich übrigens nicht immer auf die Nacht. Bei einer Gelegenheit öffnete eine junge Dame, wie diese mich selbst versicherte, in Abwesenheit des Dienst= mädchens auf ein vorausgehendes Klopfen die Thüre, und eine Frau in rehfarbigem Seidenkleid trat ein und ging die Treppe hinan. Die junge Dame meinte natürlich, eine Nachbarin wolle bei Mr. Procter einen Morgenbesuch machen, und folgte ihr nach dem Be= suchzimmer, fand sie aber zu ihrem größten Erstaunen daselbst nicht, und auch im ganzen Hause wurde nichts mehr von ihr gesehen.

Dies sind einige von den „verdächtigen Gestalten," in wel= chen dieser lästige Gast erscheint. Wie man sich denken kann, verbreitet sich der Schrecken vor ihm auch auf die Nachbaren, obschon er seine boshaften Störungen fast ausschließlich auf die

Bewohner dieses einzigen Hauses zu beschränken scheint. Es ist jedoch ein Brunnen in der Nähe, zu dem sich Niemand nach Einbruch der Dunkelheit hinwagt, weil man das Gespenst hier schon gesehen hat.

Es ist nutzloser Versuch, eine Ansicht über die wahren Ursachen dieser befremdlichen Töne und Gesichte geben zu wollen. In wie weit sie wirklich oder eingebildet, ob sie durch natürliche Ursachen zu erklären sein mögen, oder nicht, wir haben hier nur die einfache Thatsache zu berichten, daß eine achtbare und verständige Familie, wie auch deren Gäste, viele Jahre beharrlich davon beunruhigt wurden.

Es ist ihnen selbst sehr darum zu thun, der wahren Ursache auf den Grund zu kommen, wie man aus der Bereitwilligkeit entnehmen kann, mit welcher Mr. Procter dem Dr. Drury seinen Versuch gestattete. Die Belästigung ist ihnen so drückend, daß sie schon daran gedacht haben, das Haus ganz zu verlassen, obschon dies für das Geschäft große Unannehmlichkeiten zur Folge hätte. Es bleibt uns nur noch beizufügen, daß wir in neuester Zeit nicht gehört haben, ob diese Heimsuchungen noch fortdauern, wenn wir gleich einen Brief Mr. Procters an einen unserer Freunde vom September 1844 in Händen haben, in welchem er sagt: „Die Störungen sind seit geraumer Zeit nur seltener vorgekommen, was mir ein Trost ist, da die älteren Kinder jetzt in die Jahre kommen, in welchem derartige Dinge einen nachtheiligeren Einfluß auf sie üben könnten."

Mögen sich die Philosophen über diese Thatsachen den Kopf zerbrechen, und wenn einer von ihnen die Kraft in sich fühlt, den alten Jeffrey oder die blau gräuliche Nebeldame auszutreiben, so sind wir überzeugt, daß Mr. Joseph Procter sich ihm zu tiefem Dank verpflichtet fühlen wird. Wir erfuhren kürzlich, Mr. Procter habe ein altes Buch aufgefunden, aus welchem hervorgehe, daß derselbe Spuk in einem alten Hause am nämlichen Platze schon vor 200 Jahren stattgefunden habe.

Dieser Mittheilung des Mr. Howitt habe ich noch anzufügen, daß die Familie des Mr. Procter jetzt wirklich das Haus verläßt und es in kleine Wohnungen für Arbeiter abzutheilen beabsichtigt. Eine Freundin von mir, welche kürzlich Willington besuchte und von Mr. Procter im Hause herumgeführt wurde, versichert mir, daß die Störungen noch immer fortdauern, obschon sie jetzt weniger häufig sind, als früher. Mr. Procter theilte

ihr mit, die weibliche Gestalt zeige sich bisweilen in einem Leichentuche und sei erst vor einigen Tagen von einem Mitgliede der Familie in dieser Verhüllung gesehen worden. Ein Gentleman drückte gegen Mr. Procter den Wunsch aus, daß doch für diese verwirrende Vorfälle eine natürliche Erklärung entdeckt werden möchte; Letzterer aber erwiderte mit der vollen, auf fünfzehnjährige Erfahrungen gegründeten Ueberzeugung, daß eine solche Aufklärung unmöglich sei.

Die Lenormand.

(Bericht des Dr. Carl Witte in dem Berliner Magazin für die Literatur des Auslandes, und durch den Präsidenten v. Malchus selbst als wahrhaftig bezeugt.)

„Ich wußte längst, daß Mlle. Lenormand in Paris durch ihre Vorhersagung der menschlichen Schicksale großes Aufsehen errege, und erfuhr durch Herrn v. T., daß einer meiner Bekannten, der westphälische Finanzminister v. Malchus, sich sein Horoskop habe stellen lassen, und, zu seinem größten Erstaunen, Dinge von ihr erfahren habe, welche ihr schlechthin nicht bekannt sein konnten, aber dennoch gänzlich der Wahrheit gemäß wären. Ich nahm also am 5. Oktober 1815, Nachmittags, auf einem Spaziergange Gelegenheit, denselben darum zu befragen und ihn zu ersuchen, mir alles dahin Gehörige ausführlich mitzutheilen. „Gut," antwortete er, „so muß ich denn mit Morio (dem französisch-westphälischen General und Grafen) anfangen!"

„Die Gräfin Morio," fuhr nun Hr. v. Malchus fort, „hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter Anderem gesagt: sie werde dreimal nacheinander verehelicht werden. Das erstemal heirathe sie einen Mann, den sie und er sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück, und erhalte Alles, was sie vernünftiger Weise wünschen könne, behalte ihn aber nicht lange; denn, wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja, wenn selbst ihr höchster Wunsch schwanger zu werden, erfüllt sei, so komme bald nach einer großen Feuersbrunst, ein sehr vornehmer Besuch zu ihr in's Haus,

und nicht lange darauf werde ihr Mann gewaltsamerweise getödtet werden.

Sie werde ein zweitesmal (zwar minder glänzend, aber doch ganz glücklich verehlicht) in ihr Vaterland (sie ist eine Kreolin) zurückkehren, diesen Mann jedoch bald verlieren und einen dritten heirathen, der sie aber überlebe u. s. w.

Das Meiste hiervon geht uns nicht an; wohl aber das, was ihr in Absicht ihres ersten Mannes, des Generals Grafen Morio, begegnete. Früher schon hatte ich davon Manches, indeß nichts Bestimmtes gehört. Um diese Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio (der zum Hofmarschall bestimmt war) einen neuen Etat anzufertigen, und, wo es sein könne, dabei Ersparungen zu machen. Bei den verschiedenen Zusammenkünften, welche wir deshalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, ängstlich wurde und abzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deshalb darum. Er antwortete mir: „Meine Frau ist meinetwegen in Todesangst, sobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat." Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir sprachen dann, halb scherzhaft, halb ernsthaft, noch Manches darüber.

Ein andermal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit richtig deuten möge. Ich erfüllte seinen Wunsch, und fand seine Frau in sehr großer Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß ihr Mann mir alles Dahingehörige mitgetheilt habe, bestätigte sie es, und setzte hinzu: „Soll ich nicht vor dem Leben meines Mannes zittern, da alles Andere bis dahin auf's Genaueste eingetroffen ist? — Ich kannte ihn nicht und er mich nicht! Ich habe durch eine Verheirathung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich mir vernünftigerweise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, schwanger zu sein, und bin meiner Niederkunft nahe! Die große Feuersbrunst (der Schloßbrand) ist leider vorüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns hieher in die Bellevue gezogen, und wir haben mehrere unserer Zimmer einräumen müs-

sen; ich schließe aus dem Allen folglich mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines Mannes sehr nahe ist!"

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde u. s. w.

Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio ihr seit längerer Zeit alles Erwähnte ebenfalls gesagt, und daß sie Beide mit Angst einen Umstand nach dem anderen hätten in Erfüllung gehen sehen. „Ich fürchte," setzte sie hinzu, „meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben."

An einem der nächsten Tage war Morio noch um 11 Uhr bei mir, und ritt dann mit dem Könige aus. Beim Zurückreiten sah ich Beide vor meinem Hause vorbeikommen. Sie ritten durch den Marstall, wo Morio dem Könige Verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bette gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause, Morio aber bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, springt, wie außer sich, aus dem Bette und schreit: „Das ist mein Mann, er ist erschossen!"

Leider war es so! — Der edle Morio war durch einen französischen Fahnenschmid, dem, seiner Lüderlichkeit wegen, ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafterweise erschossen worden.

Die Begebenheiten des Jahres 1813 brachten mich nach Paris. Mehrere meiner Bekannten sprachen mir von der Mlle. Lenormand und quälten mich fast, sie um mein Schicksal zu befragen; ich wich aber aus! Unter Anderem versicherte man, daß sie Murat (damaligem König von Neapel) zur Zeit des Konsulats, als er noch General war, vorausgesagt hätte: „er werde dereinst König werden!" Daß dieser es aber nicht geglaubt, und geantwortet habe: daran sei nicht zu denken; wenn es aber geschehen sollte, so werde er sie königlich beschenken, welches denn auch (nach seiner Thronbesteigung) wirklich geschehen sei.

Ich hörte ferner, daß alle Zeitungen einige Jahre zuvor Folgendes bekannt gemacht hätten: Während des spanischen Krieges besuchte ein Offizier eben diese Mlle. Lenormand und befragte sie um sein Schicksal. Da versicherte sie ihm sehr be-

stimmt, am achten Tage werde ihm Jemand in einem Kaffeehause die Nachricht bringen, daß sein Bruder in Spanien geblieben sei. Er, der nicht einmal gewiß wußte, ob sein Bruder jetzt in Spanien sei, nimmt sich vor, die Kaffeehäuser zu vermeiden. Am achten Tage aber schleppen ihn einige gute Freunde halb mit Güte, halb mit Gewalt in eins derselben. Er achtete nicht darauf, daß es gerade der achte Tag ist, und läßt sich bereden. Kaum ist er aber dort, so bringt ihm sein Diener einen Brief mit der Nachricht, daß sein Bruder da und da, bei der und der Veranlassung, in Spanien geblieben sei.

Man versicherte ferner, daß Napoleon sie zweimal, einmal bei ihr selbst, und ein zweitesmal in den Tuillerien gesprochen habe; da aber nur Duroc dabei gewesen war, so wußte man nichts Gewisses; denn jene Beiden hatten schwerlich etwas ausgeplaudert, und sie selbst durfte es nicht wagen. Alles also, womit man sich trug, z. B. er werde Kaiser werden, seine Gemahlin (Josephine) sei sein Schutzengel, er werde eine Zeit lang sehr glücklich regieren und Kriege führen, dann aber unglücklich, endlich überwunden und abgesetzt werden, und zuletzt im Exil sterben u. s. w., das Alles waren vielleicht nur Muthmaßungen, wenigstens wußte Niemand etwas Gewisses darüber. Auffallender war es mir, daß die Gräfin Bocholz mich mehrmals sehr dringend ermunterte, mir mein Schicksal sagen zu lassen, und mir versicherte, ihr (der Gräfin) habe die Lenormand Vorfälle aus ihrem bisherigen Leben dargelegt, derentwegen ihr ein Grausen angekommen sei, weil sie fast keinem Menschen bekannt seien, die Lenormand sie also schlechthin nicht habe wissen können! — Eben so sprachen mehrere andere meiner näheren Bekannten; durch Niemand aber wurde ich so aufmerksam auf die wunderbare Frau gemacht, als durch Hrn. Dr. Spangenberg (den Leibarzt der Königin). Dieser sehr trockene Verstandesmensch versicherte (gerade wie die Uebrigen), es sei unbegreiflich, was diese Frau alles wisse und einem sage. Ihm habe sie, gerade so wie der Gräfin Bocholz, sein früheres Leben, den Hauptbegebenheiten nach, klar vor Augen gelegt, und ihm dabei Manches in Erinnerung gebracht, was selbst in Mecklenburg (seinem Vaterlande) gewiß nur sehr wenige Menschen wüßten, was aber hier, in Paris, sicher keine menschliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und nächste Zukunft habe sie ihm Sachen gesagt, die zum Entsetzen wahr, theils gewesen, theils

geworden seien. Z. B.: „Er werde in acht Tagen durch einen alten Bekannten sehr interessante Nachrichten über seine Verhältnisse im Vaterlande bekommen; aber derjenige, der ihm diese Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf sterben!“ Er und seine Freunde, mit denen er in Compiegne wohnte, hätten oft darüber gescherzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach sterben solle, nicht bald kommen werde? Endlich am achten Tage sei der Schauspieler Hr. Narciß, der noch merklich lange in Kassel und Deutschland zurückgeblieben sei, gekommen, und habe ihm eine Menge ihm sehr interessante Nachrichten gebracht, aber — zwei Tage darauf sei Hr. Narciß gestorben. Dr. Spangenberg machte noch die Bemerkung, daß er damals, als er die Lenormand befragte, zum erstenmale in Paris gewesen sei, sie auch nicht habe befragen wollen, aber durch Hrn. v. Pful und seine übrigen zum Theil oben genannten Bekannten so lange gequält worden wäre, hinzugehen, bis er es endlich gethan habe. In die Nähe ihres Hauses sei er vorher niemals gekommen, habe sie selbst auch zuvor nie gesehen, ihr weder seinen Namen, noch seine Verhältnisse mitgetheilt, auch sonst gar nichts merken lassen, was ihr irgend einen Aufschluß hätte geben können.

Dies Alles (fügte v. Malchus hinzu) überwand endlich meine Abneigung gegen eine solche Wahrsagerin, und ich entschloß mich, hinzugehen, nahm mir aber zugleich vor, die wunderbare Frau, so viel als mir möglich sei, auf die Probe zu stellen.

Ich erfuhr bald zu meiner Freude, daß ich weder in ihrer Straße, noch in ihrem Stadtviertel jemals gewesen war, und hinterher, daß ich auch sie selbst nie gesehen hatte. Ich zog mich sehr schlecht an, trug namentlich bloß einen abgetragenen Ueberrock und einen eben solchen Hut. Auszeichnungen, z. B. Orden u. s. w., waren bedächtlich zurückgelassen. In der Nähe ihres Hauses, vor der letzten Ecke, stieg ich aus meinem Fiaker und ging von da zu Fuße. Auf mein Klingeln erschien ein sehr junges Mädchen von etwa 14 Jahren. Ich fragte nach Mlle. Lenormand und erhielt zur Antwort, sie werde mich jetzt schwerlich sprechen können, denn sie sei äußerst beschäftigt. „Gut,“ sagte ich, „so fragen Sie, wann sie mich sehen könne?“ Nach wenigen Augenblicken kehrte sie mit den Worten zurück: Am nächsten Sonnabend zu jeder mir beliebigen Zeit von 12 Uhr an. Ich ließ noch einmal um eine bestimmte Stunde fragen, „weil ich Muße genug habe, es mir also einerlei sei, und

ich sie gern möglich ohne Störung für sie sprechen wolle." Nicht lange, nachdem das junge Mädchen in's Nebenzimmer gegangen war, kam aus derselben Thüre eine bejahrte Frau mit einem allerdings etwas hexenartigen Ansehen, deren Auge zwar nicht gerade feurig, aber doch sehr klug und fein umherblickte, heraus und gerade auf mich zu. Sie ließ mich gar nicht zum Worte kommen, sondern gab mir eine Karte in die Hand mit den Worten: Samedi, trois heures, Monsieur! und in demselben Augenblick verschwand sie wieder in ihr Kabinet. Sie sah mich also kaum eine halbe Sekunde und ich sprach nicht eine Sylbe mit ihr.

Nach meinem Namen ꝛc. hatte mich Niemand gefragt. Am nächsten Sonnabend war ich pünktlich um drei Uhr (ganz in demselben Anzuge) bei ihr, wurde wieder von dem jungen Mädchen empfangen und gebeten, einige Augenblicke zu warten, weil gerade jetzt Jemand bei der Mlle. Lenormand sei. Etwa nach zehn Minuten öffnete sich das bekannte Nebenzimmer. Ein junges Frauenzimmer (ob verehelicht oder unverehelicht, weiß ich nicht), von einem noch jugendlichen Manne geführt, trat heraus, weinte aber so unaussprechlich, daß man, im eigentlichen Sinne der Worte, sich in ihren Thränen hätte waschen können. Dabei jammerte sie untröstlich! — Ihr Begleiter that Alles, um sie zu beruhigen, machte sie z. B. darauf aufmerksam, daß die Sache ja nicht als unfehlbar gesagt sei, daß es immer noch eine Frage bleibe, ob sie wirklich eintreten werde u. s. w. Ihr mußte also etwas Schreckliches gesagt sein.

Jetzt wurde ich hineingeführt und mußte mich nahe zu ihr, an einen Tisch beim Sopha, setzen. Da ich erfahren hatte, daß sie, wenn man nur das petit jeu (dies kostete 2 Napol.) verlange, viele Einzelheiten aus der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft weglasse, so kam ich ihr mit der Bitte um das grand jeu zuvor. (Dies kostete 4 Napol.)

Sie fragte mich dann nach dem Anfangsbuchstaben:

1) meines Taufnamens,
2) meines Geschlechtsnamens,
3) meines Vaterlandes,
4) meines Geburtsortes,
5) meinem Alter, wo möglich wünsche sie auch den Tag meiner Geburt zu wissen. (Ich konnte ihr selbst die Stunde sagen, und gab sie wirklich an.)

6) dem Namen meiner Lieblingsblume,
7) dem Namen meines Lieblingsthiers,
8) endlich nach dem Namen desjenigen Thieres, das mir am meisten zuwider sei.

Hierauf holte sie zu den schon daliegenden (etwa 7) Spielen Karten noch 7 andere. Zusammen wurden es 14 Spiele. Sie waren aber sehr verschiedenartig; z. B. Tarok-Karten, alte deusche Karten, Whist-Karten, Karten mit Himmelskörpern bezeichnet, Karten mit nekromantischen Figuren u. s. w. Jetzt mischte sie ein Spiel nach dem anderen und gab mir jedesmal das gemischte Spiel zum Abheben. Ich wollte dieß (wie natürlich) mit der rechten Hand thun. Sie verhinderte es aber mit dem Beisatze: „la main gauche, Monsieur!“ Um zu versuchen, ob sie dies nur zum Schein gesagt habe oder wirklich darauf achten und halten werde, nahm ich das zweitemal von selbst die linke Hand, beim drittenmal aber wieder die rechte. Augenblicklich wehrte sie mir dies jedoch mit dem Beisatze: „la main gauche, Monsieur!“ Aus jedem Spiele mußte ich, nach dem Abheben, eine von ihr bestimmte Menge Karten herausziehen (auch dies mit der linken Hand), aber nicht aus allen Spielen die gleiche Zahl, sondern aus einem mehr, aus dem anderen weniger. Aus den Tarok-Karten z. B. 25, aus einem anderen 6, aus einem dritten 10 u. s. w. Die gezogenen Karten behielt sie zurück und legte sie nach einer gewissen Ordnung auf den Tisch; alle übrigen wurden bei Seite geschafft.

Jetzt bat sie sich meine linke Hand aus und besah sie sehr aufmerksam; besonders achtete sie auf alle Linien und Einschnitte derselben. Nicht lange darauf fing sie an, die Linien hinauf und herunter, hinüber und herüber zu zählen, indem sie zugleich die Himmelskörper dabei nannte. Endlich schlug sie ein in der Nähe liegendes großes nekromantisches Buch auf, in welchem eine ungeheure Menge Hände mit allen ihren Einschnitten ꝛc. gezeichnet waren. Sie verglich eine der dortigen Hände nach der anderen sorgfältig mit der meinigen, und blieb bei derjenigen stehen, die auch mit der meinigen am ähnlichsten schien. Dann fing sie an, die auseinandergelegten Karten sehr aufmerksam durchzusehen, zählte und rechnete dabei hin und her, bis sie endlich zu sprechen und mir aus den vorliegenden Karten mein Schicksal, 1) das Vergangene, 2) das Gegenwärtige und 3) das Zukünftige, zu erzählen anfing. Dieses Erzählen

ging aber so äußerst schnell, als ob sie Alles aus einem ihr vorliegenden Buche ablese. Traf es sich, daß sie in der Folge auf etwas früher schon Erwähntes zurückkam, so erzählte sie es pünktlich so, wie das erstemal, gerade als ob sie es jetzt noch einmal ablese.

(In Betreff dessen, ob und in wie weit sie ihrer Sache in dieser Rücksicht gewiß sei, stellte ich sie am Ende noch auf eine weit schwierigere Probe.)

Ueber die Vergangenheit meines Lebens sagte sie mir, zu meinem größten Erstaunen, Vieles, was ich selbst kaum noch, was in meinem Vaterlande wahrscheinlich Niemand mehr und was in Paris sicher kein Mensch wußte.

„Sie sind," sprach sie unter Anderem, „schon mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen, namentlich waren Sie innerhalb Ihrer ersten fünf Jahre nahe daran, Ihr Leben im Wasser zu verlieren."

(Wer sagte ihr, daß ich in meinem vierten Jahre in Schwetzingen in den großen Teich gefallen bin!!?)

„Sie sind mehr als einmal schon in Feuersgefahr gewesen."

(Auch dies ist wahr!)

Sie wurden in Verhältnissen geboren, nach welchen sie gerade nicht erwarten konnten, ein großes Glück in der Welt zu erlangen; aber Sie haben es dennoch gemacht. Sie fingen sehr frühe an sich zu rühren, um etwas Großes zu erreichen. Schon vor 25 Jahren nahmen Sie zum ersten Male Dienste, aber in sehr untergeordneten Verhältnissen."

(Woher wußte sie es, daß ich schon in meinem 19. Jahre in Dienste trat?)

Dann fuhr sie fort, mir eine Menge Einzelnheiten meines vergangenen Lebens aufzuzählen, und mir besonders die verschiedenen Abschnitte desselben so bestimmt und deutlich vor Augen zu legen, daß mir unheimlich bei ihr wurde, ja, daß ich eine Art von Grausen empfand.

In Betreff des vorletzten Abschnittes desselben (meiner Dienstnahme in Westphalen) bemerkte sie, daß derselbe Anfangs nicht den Anschein gehabt habe, sehr glänzend werden zu wollen; daß aber bald Verhältnisse eingetreten seien, die eine solche Wendung herbeigeführt hätten.

Auch der Gegenwart erwähnte sie ganz so, wie sie sich verhielt.

Ueber die Zukunft sprach sie Einiges räthselhaft, und zwar so, daß man es allenfalls mit den Aussprüchen der Sibyllen, oder mit den Antworten der Phytia, z. B.: „Wenn Krösus den Phasis überschreitet, so wird ein großes Reich zu Grunde gehen!“ vergleichen könnte. Manches dagegen drückte sie sehr bestimmt aus, und — es ist wahr geworden! —

Z. B.: „Ich sei meiner Familie wegen sehr in Sorgen.“ (Freilich war ich dies, denn ich wußte bloß, daß meine Gattin mit ihren Kindern glücklich bis Aelsen gekommen sei, ob sie aber auch glücklich nach Hildesheim gelangt wäre und wie es ihr dort gehe, wußte ich nicht.) „Ich könne aber darüber ruhig sein, denn in acht Tagen werde ich einen Brief bekommen, der zwar manches Unangenehme enthalte, mich aber über meine Familie hinlänglich beruhigen werde.“

Wirklich bekam ich gegen den achten Tag einen Brief von meiner Frau, der mir ihr und unserer Kinder Wohlbefinden meldete, sonst aber Mehreres enthielt, was mir nicht lieb war.

„In den folgenden acht Tagen würde ich viermal nach einander Auskunft über die Verhältnisse meines Vaterlandes und einmal sehr ausführliche Nachrichten in Betreff meiner Familie bekommen.“

Dies sagte sie mir am 28. März. — Zwei Tage darauf schon geschah der — allen Parisern völlig unerwartete — Einzug der Alliirten. Etwa sechs Tage nachher ging ich auf den Boulevards spazieren. Eilend kommt Jemand in preußischer Artillerieuniform auf mich zu, und ich erkenne (zu meinem Erstaunen!) den Hrn. v. N., der noch vor Kurzem mit uns in Compiegne gelebt hatte, dann, nach Hildesheim zurückgekehrt, unter die Preußen gegangen war, und jetzt eben in gerader Linie von Hildesheim kam, mir folglich eine Menge Einzelheiten von den Meinigen mittheilen konnte, da er sie sämmtlich gesehen und gesprochen hatte. — Bald darauf begegnete ich dem ehemaligen Göttingischen Präfekten Delius u. s. w.; kurz, ich erhielt wirklich in diesen acht Tagen zusammen viermal Nachrichten aus Deutschland. Weiter fuhr sie fort: „Ich werde nicht mehr lange in Frankreich bleiben, sondern in mein Vaterland zurückgehen, in welchem ich Anfangs eine Menge kleiner und größerer Unannehmlichkeiten haben würde. So werde ich in demselben sogar gefangen genommen werden. Doch habe dies nichts zu bedeuten,

indem man mich schnell wieder freilassen werde." (Beides ist hier [in Heidelberg] geschehen.)

Noch sagte sie bestimmt: Vor dem 23. Nov. 1814 werde ich eine wichtige, mir aber unangenehme Entscheidung empfangen, und wirklich erhielt ich am 21. Nov. 1814 von dem hannoverschen Minister, Grafen Münster, die Antwort auf meine Vorstellung wegen Wiedereinsetzung in mein Gut (Marienrode), „diese werde mir hierdurch abgeschlagen, jedoch der von mir erwähnte Rekurs an den Wiener Kongreß mir freigelassen."

„Mein Schicksal", sagte sie weiter, „werde sich die nächsten drei Jahre hindurch immer noch schwankend erhalten, und erst im Jahre 1817 wieder wirklich glücklich werden."

Als sie völlig geendigt hatte, wünschte ich, das Ganze schriftlich von ihr zu erhalten (dies kostet noch einen Napol.), weil es mich zu sehr interessire, als daß ich es dabei auf die bloße Treue des Gedächtnisses wolle ankommen lassen. „Manches von dem", sprach ich, „was Sie mir in Betreff meines vergangenen Lebens gesagt haben, hat mich in nicht geringes Erstaunen versetzt." — „Ah!" antwortete sie ganz trocken, „c'est bien fait pour cela!"

Sie hatte nichts dawider, mir Alles aufzuschreiben, versicherte mich aber, daß sie unsäglich viel zu thun habe und mich deshalb um Dreierlei bitten müsse: 1) daß ich ihr die oben erwähnten drei Antworten aufschreiben möge; 2) daß sie nicht gezwungen sei, sich bei der Vergangenheit, so wie bei der Gegenwart, ganz so lange aufzuhalten, als sie Zeit angewandt habe, mir beide mündlich auseinanderzusetzen; 3) daß ich ihr drei Wochen Zeit lassen möge, ehe ich komme, es abzuholen. „Das geht um so leichter an," fügte sie hinzu, „car vous resterez encore deux mois à Paris!" Dies fiel mir sehr auf, weil ich in meinen damaligen Verhältnissen, und unter jenen politischen Umständen (am 28. März 1814) eigentlich nicht für drei Tage voraus versprechen konnte, ob ich noch in Paris sein werde oder nicht.

„Surement!" sagte sie, als sie meine Verlegenheit bemerkte, „Vous resterez encore deux mois à Paris!"

Und sie behielt auch hierin Recht! Zwei Monate noch, und nicht länger blieb ich in Paris.

Nach drei Wochen ging ich am bestimmten Tage wieder hin, fand aber Jemand bei ihr, und erhielt von dem jungen

Mädchen die Versicherung, Mlle. Lenormand habe mit dem besten Willen noch nicht dazu kommen können, mir das Verlangte aufzuschreiben, aber in vier Tagen solle es fertig sein, wenn ich es dann etwa abholen wolle.

Mir war dieser Aufschub sehr angenehm! Um so schwieriger, dachte ich, wird die Probe, ob sie wirklich einmal wie das andere, z. B. heute wie vor drei bis vier Wochen, aus den Karten liest, was für sie darin steht, oder ob sie sich blos aus dem Gedächtnisse erinnert, was sie mir damals gesagt hat? — Ich verließ also mit Vergnügen das Haus und kehrte nach vier Tagen wieder zurück. Mlle. Lenormand war diesmal ausgefahren. Die Kleine entschuldigte sie mit dringenden Geschäften, bat mich in ihrem Namen in's Kabinet zu treten, und zeigte mir da (nachdem sie eine Schublade aufgezogen hatte) eine für mich bestimmte Schrift, die aber noch nicht ganz fertig war. Ich las sie soweit durch und fand, daß sie schon bis zu $^2/_3$ Alles dessen enthielt, was mir Mlle. Lenormand mündlich gesagt hatte. Irrthümer waren gar nicht darin, und die kleinen Abweichungen von dem, was ich vor etwa vier Wochen von ihr gehört hatte, fand ich im höchsten Grade unbedeutend.

In vier Tagen (versicherte die Kleine) solle die Schrift unfehlbar fertig sein. Wirklich war sie es dann, und zwar ganz so geschrieben, wie sie vor länger als vier Wochen gesprochen hatte. Wie viele Horoskope mochten aber dazwischen gefallen sein! Wie vieler Menschen Schicksale mußten in ihrem Kopfe die meinigen verdrängt haben! — Absichtlich ging ich, seit meinem ersten Besuche bei ihr bis zu meiner Abreise von Paris, viele Male in jene Gegend, und immer fand ich einen, auch wohl zwei Wagen vor ihrer Thüre stehen, die Personen dahin gebracht hatten, welche ihr Schicksal durch Mlle. Lenormand erfahren wollten.

Ein zweites Gesicht.

(Von Lord Byron im Monthly Review von 1830 erzählt.)

Capitain Kidd schlief einst bei Nacht in seiner Hängematte, da weckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge.

Er öffnet die Augen und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Lichte, das die Kajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als Seeofficier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer über's Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinen Körper dauert fort, und so oft er aufblickt, sieht er die nämliche Gestalt quer über's Bett gelehnt. Er streckt die Hand danach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sei die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Officiere zu Hülfe und sobald dieser hereintritt, verschwindet die Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung hatte, sein Bruder im indischen Meere ertrunken sei.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Die Vorhersagung Cazotte's. (Aus den Oeuvres posthumes von la Harpe.) 4

König August II. erscheint dem preußischen Feldmarschall v. Grumbkow 10

Der Herzog von Buckingham hat vor seinem Tode eine warnende Erscheinung. (Aus Lord Clarendon's Geschichte der Rebellion und bürgerlichen Kriege.) . . . 13

Eine Geistererscheinung in Braunschweig. (Aus dem 5. Stück des Museum des Wundervollen.) 17

Dem späteren Doktor Christoph Knape verkündet ein Traum die in der Berliner Lotterie herauskommenden Nummern. (Aus Moriz, Erfahrungs-Seelenkunde, Bd. I., St. I., S. 70 u. ff.) 22

Ein ahnender Traum des Grafen von Modena 27

Die Mühle. (Aus den Mémoires d'une femme de qualité.) 30

Marie Antoinette's Ahnung von ihrer Hinrichtung . . . 32

Inneres Schauen in Göthe's Familie. (Nach der Mittheilung der Frau Bettina von Arnim.) 33

Ein Fall des Heraustretens aus sich selbst. (Aus den Blättern von Prevorst.) 35

Beobachtungen über Todten-Vorschau. (Von einem Arzte, dem Dr. St—k, aus dem Brandenburgischen, dem Herausgeber der Blätter von Prevorst mitgetheilt.) Erste Beobachtung 36

Zweite Beobachtung 42

Seite

Erscheinungen Sterbender. (Aus der Denkschrift vom Wiedererkennen, Wiedersehen und Erscheinen der Unsrigen nach dem Tode, von Dr. Joh. Fr. Teller.) . . 45

Der Wisperer. (Aus einer englischen hippologischen Zeitschrift.) 47

Ein Klopfgeist und Wiedererscheinen einer verstorbenen Ehefrau. (Von deren Ehemanne den Blättern von Prevorst mitgetheilt.) 50

Todesanzeigen. (Von demjenigen, der die Erscheinung gehabt, den Blättern von Prevorst mitgetheilt.) 61

Erste Erscheinung 62

Zweite Erscheinung 63

Dritte Erscheinung 64

Vierte Erscheinung 67

Das Spukhaus in Willington. (Aus C. Crowe's Nachtseite der Natur.) 67

Authentischer Bericht über das Spukhaus in Willington 71

Die Lenormand. (Bericht des Dr. Carl Witte in dem Berliner Magazin für die Literatur des Auslandes, und durch den Präsidenten von Malchus selbst als wahrhaftig bezeugt.) 83

Ein zweites Gesicht. (Von Lord Byron im Monthly Review von 1830 erzählt.) 93